

Mosaiksteine

der Herrlichkeit Gottes

Erich Hammer

© Daniel-Verlag 2006
Lychener Str. 7
17279 Lychen
www.daniel-verlag.de
1. Auflage 2006

Bearbeitung: Werner Mücher

Inhalt

Vorwort	5
Kannst du beten?	8
Alles Heuchler?	10
Ein Choleriker	12
Nicht gehört.....	14
Der Hauptgewinn.....	18
Schwerhörig.....	21
Das Lied Moses	23
Grauer Star.....	25
Rechtes Beten.....	27
Treulos.....	30
Warum?.....	32
Frei geworden	35
In der Welt habt ihr Drangsal	37
Entmutigen oder Ermuntern?	39
Ein harmloses Verbrechen.....	42
Nur ein Kinderlied	45
Getrennt von mir	48
Liebe mit allen!.....	50
Diebe.....	52
Die Wühlmaus	54
Der Uhrenklau	56
Übeldenken.....	58
Taufwiedergeburt?	60

Was bringt es?	62
Jung geblieben.....	65
Suse	68
Tatü, Tata!	70
Onkel Otto	72
Liebe Schwester	74
Betrogenes Vertrauen.....	76
Abschied	79
Hilfe in der Not.....	84
Das Tischgebet	86
Sozialistisch leben und arbeiten	88
Eine törichte Jungfrau?	92
Eingeschlafen.....	94
Bitteres Leid zum Heil	97
Herzinfarkt	100
Ein Glied am Leib Christi	102
Seichte Gewässer	104
Wer Lob opfert	106
Erinnerungen.....	108
Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten	110
Bruderliebe	113
Er erbarmt sich der Armen.....	115
Gold	118
Er wird seinen Engeln über dir befehlen.....	120
Was Er dir Gutes getan hat.....	122

Vorwort

Wann hat Mose wohl Psalm 90 geschrieben? War es vielleicht kurz nach seiner Berufung zum Führer des Volkes Israel? Er schreibt ja in diesem Psalm: „Die Tage unserer Jahre – es sind siebzig Jahre, und wenn in Kraft, achtzig Jahre“ (V. 10). Er hatte zu Beginn seines Dienstes bereits die Obergrenze erreicht. Oder sprach er als Prophet über das Lebensalter des zukünftigen Menschengeschlechts? Heutzutage liegt die Lebenserwartung ja in dieser Zeitspanne. Freilich überschreiten einige die angegebene Grenze, aber dann ist es wirklich Mühsal, wie es in diesem Psalm weiter heißt. Vielleicht war es ein besonderer Tag in seinem Leben, als er das schrieb und sang. Auf was für ein Leben mit Tiefen und Höhen konnte er doch zurückschauen. Hat er sich an das Schilfkörbchen im Nil erinnert? Sicher war die Zeit bei seiner Mutter ihm noch in lebendiger Erinnerung. Sie war es, die die Weichen für sein weiteres Leben gestellt hat. Wie hätte er sonst als Sohn der Tochter des Pharaos die Wahl treffen können, lieber mit dem Volk Gottes Ungemach zu leiden? Ja, und wie völlig musste er dieses Ungemach auskosten. Die Erziehung in Ägypten nützte ihm nichts; Gott konnte sie im Dienst für Ihn nicht gebrauchen. Während der 40 Jahre, wo er die Schafe hütete, wurde das alles wieder „abgebaut“. Mögen ihm nicht manchmal noch die Haare zu Berge gestanden haben, wenn er an die Auftritte vor dem Pharao dachte? Und wenn er an den Triumph des Auszugs aus Ägypten erinnerte, mögen immer wieder seine Augen geleuchtet haben. Vielleicht hat Mose noch oft das Lied gesungen, das sie am anderen Ufer anstimmten. Die lange Zeit in der Wüste und die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes waren besondere Höhepunkte. Zuletzt steigt er mit 120 Jahren auf Gottes Geheiß hin allein auf den Berg Nebo. Möglicherweise ist da in wenigen Augenblicken sein

langes Leben noch einmal an ihm vorübergezogen, ehe er den Stab aus der Hand gab und er am Ziel bei seinem Gott war.

Wer von uns kann sich schon mit Mose vergleichen? Sein Leben regt jedoch an, es als Vorbild zu gebrauchen. Wenn wir das von ihm genannte Lebensalter von 70 oder 80 Jahren erreicht haben, finden wir Grund zu Dank und froher Erinnerung. Sind wir, die wir alt geworden sind, da nicht aufgerufen, das mit dem Herrn Erlebte weiterzugeben? Der Psalmdichter und Dirigent Asaph hat es in seinem Psalm 73,28 so ausgedrückt: „Ich habe meine Zuversicht auf den Herrn, HERRN, gesetzt, um alle deine Taten zu erzählen.“ Er wusste, dass es eine Verpflichtung war, das mit Gott Erlebte – dazu gehörte auch sein Versagen – zur Hilfe an andere weiterzugeben. Mose fordert immer wieder in seinen Büchern dazu auf, das Wort Gottes und entsprechende Erfahrungen mit dem Wort dem künftigen Geschlecht weiterzugeben. Auch wir wollen darüber nachdenken, wie unser Herr uns in so treuer Weise nach seinem Wort getan hat, wie Er seine Verheißungen in unserem Leben erfüllt hat. Wenn Er uns an unserem Lebensende, wie damals die Jünger, fragen würde: „Habt ihr je Mangel gehabt?“ – damit meinte Er auf dem Weg seiner Nachfolge –, so dürfen auch wir froh bezeugen: „Nie-mals, Herr!“

Mir hat es Freude gemacht, den Kindern und dann den Enkelkindern, aber auch den Kindern in der Sonntagsschule etwas von dem weiterzugeben, was ich mit dem Herrn Jesus erleben durfte, ob nun in der eigenen Kindheit, ob als Jugendlicher, ob als Soldat oder Gefangener, ob auch in der Bewährung, sei es nun während der Nazizeit oder der Zeit der kommunistischen Diktatur in der DDR. Als man mich eines Tages bat, an der Monatsschrift *Die Wegweisung*

mitzuarbeiten, konnte ich etwas davon weitergeben. Ich staunte immer über das gute Echo. Als rumänische Brüder aus den Artikeln ein Buch zusammenstellten, meinte ich, dass es wohl kaum gekauft würde. Doch die Auflage war schnell vergriffen. Der Daniel-Verlag übernahm dann eine erweiterte Neuauflage. Auch diese Neuauflage von 3000 Exemplaren ist gut aufgenommen worden und wird sogar von solchen gelesen, von denen ich es nicht für möglich gehalten hätte. Bei allem bin ich mir meiner Unvollkommenheit bewusst. Neben guter geistlicher Belehrung darf jedoch auch der gelebte Glaube nicht zu kurz kommen.

Von mehreren Seiten wurde ich immer wieder ermutigt, weitere Erlebnisse aufzuschreiben. Wenn auch manche Bücher von dem gefüllt werden könnten, was unser Herr uns erleben lässt, so stehen sie doch in keinem Verhältnis zu den Erlebnissen und Erfahrungen Moses. Wenn wir auch nur in Tagen der kleinen Dinge leben, wie ein Prophet es einmal ausdrückte, so erleben wir doch täglich neu, wie Er wieder ein Stück der Herrlichkeit seiner Gnade an uns offenbart. Ist nicht jeder Tag voll von dem, was wir mit unserem Herrn erleben?

So habe ich nun auch diese Fortsetzung zu Papier gebracht. Es geschah unter Gebet. Wenn es dem Herrn gefällt, kann Er alles zu seiner Ehre ausschlagen lassen. Was wäre es für eine Freude, wenn am Richterstuhl des Christus einmal Frucht aus diesen Mühen hervorgeht. In der Hoffnung, bald das himmlische Ziel erreicht zu haben, übergebe ich diese Arbeit *Ihm*, dem ich zu dienen gesucht habe.

Thierfeld, Juni 2006

Erich Hammer

Kannst du beten?

Eine komische Frage, nicht wahr? Umso mehr, wenn sie von einem Tier gestellt wird. Du wirst fragen: Gibt es denn sprechende Tiere? Ja, Gott hat sogar einmal einen Esel gebraucht, um zu einem eigensinnigen Propheten zu sprechen. Er konnte also nicht nur „Ja“ schreien, sondern dem Propheten sogar eine göttliche Botschaft weitergeben.

Doch ich will niemand auf die Folter spannen, deshalb beginnen wir gleich mit der Begebenheit. Die Schwester, um die es geht, wohnte außerhalb des Dorfes. Sie hatte sich mit ihrem Mann ein schönes kleines Häuschen auf dem elterlichen Grundstück gebaut. Nach einiger Zeit bekam ihr Mann Nierenversagen und ging heim. Nun war sie viel allein. Die einzige Tochter wohnte zwar mit im Haus, war jedoch berufstätig. Ein guter, treuer Hund schützte wachsam das Anwesen. Nur gut, dass sie gläubig war und im Gebet immer wieder zu ihrem Herrn und Heiland flüchten konnte.

Zu einem ihrer Geburtstage bekam sie einen Vogel geschenkt, einen jungen schönen und bunten Papagei. Anfangs war ihre Freude darüber nicht sehr groß. Er musste gepflegt und gefüttert werden, und sein Käfig musste saubergehalten werden. Doch schon bald hatte sie sich so an ihn gewöhnt, dass ihr ohne ihn etwas gefehlt hätte. Wenn sie morgens aufstand und das Tuch von dem Käfig nahm, wünschte sie ihm „Guten Morgen!“ Am Abend, wenn sie sich schlafen legte, sagte sie ihm „Gute Nacht!“ Es dauerte nicht lange, da versuchte der Papagei es ihr nachzumachen. Ganz deutlich konnte sie „Guten Morgen!“ und „Gute Nacht!“ verstehen. Das war natürlich eine große Freude für sie. Da lohnte sich jede Mühe, ihn zum Plappern zu bringen. Wenn sie sich am Morgen an den Tisch setzte, um ihre

Bibel zu lesen, wurde auch er still. Ehe sie betete, fragte sie ihn dann immer: „Kannst du auch beten?“ Bald hörte man immer wieder aus seinem Schnabel: „Kannst du auch beten?“ Ganz deutlich war es zu verstehen. Geschwister, die sie besuchten, hatten ihren größten Spaß daran.

Eines Tages meldete sich Besuch an, ein Arbeitskollege, der längere Zeit mit ihrem heimgegangenen Mann zusammengearbeitet hatte. Er war nicht gläubig. Zu der Zeit, als sie zusammenarbeiteten, war auch ihr eigener Mann noch ungläubig. Die Schwester sah diesem Besuch mit Besorgnis entgegen. Was war wohl das Anliegen dieses Mannes, zumal er kürzlich Witwer geworden war? Am liebsten hätte sie ihm gesagt, dass sein Besuch nicht erwünscht sei. Oder hatte der Herr einen Auftrag, den sie an ihm zu erfüllen hatte? Ihre Tochter war nicht zu Hause. Da ist der Besuch eines fremden Mannes für eine alleinstehende Frau nicht ohne Gefahren.

Schließlich kam er. Und das sogar mit seinem Auto, einem Trabi. Den Wagentyp kannte sie, weiter reichten ihre Kenntnisse allerdings nicht. Der Mann schien jedenfalls nicht arm zu sein. Sie wartete das Klingeln ab und öffnete ihm die Haustür. Ganz weltgewandt und charmant fiel seine Begrüßung aus. Sie bat ihn ins Wohnzimmer. Er bekundete ihr, dass er wisse, was Einsamkeit sei. Dann erzählte er von der Krankheit und dem Tod seiner Frau. Sie brauchte nur mit dem Kopf zu nicken oder „Ja“ zu sagen. Dann sprach er davon, wie gut er sich mit ihrem Mann verstanden habe. Er gab einige Erinnerungen vom gemeinsamen Arbeiten zum Besten. Sie befürchtete, dass jetzt die Frage käme, ob nicht auch sie die Einsamkeit leid sei. Ihr wurde bei diesem Gedanken richtig heiß.

Dann entstand eine längere Pause. Vielleicht meinte der Papagei, der sich bisher still verhalten hatte, es gäbe jetzt eine Andacht. Da tönte es ganz deutlich in die Stille hinein: „Kannst du auch beten?“ Der Mann schrak zusammen. Er hatte den Vogel also verstanden. Er fragte die Schwester: „Was, beten Sie?“ Sie bejahte das. Da schien das Gespräch gelaufen zu sein. Es gab noch ein paar allgemeine Worte, und bald verabschiedete er sich. Dieser Vogel hatte die für die Schwester erlösende Frage gestellt. Unser Gott kann alles als Werkzeug für sich gebrauchen, sogar einen sprechenden Vogel.

Alles Heuchler?

Krankenhaus! Wachzimmer! Nur zwei Patienten liegen hier, mit Kabeln und Schläuchen an Apparaturen angeschlossen, wie gefangen. Wenigstens kann ich die Intensivstation verlassen. Doch jeder ist noch mit sich und seiner Situation beschäftigt. Allmählich erwacht das Interesse an dem anderen und seiner Krankheitsnot. Er scheint ein umgänglicher Typ zu sein. Langsam kann ich aus seinen Worten konstruieren, dass es ihm ähnlich wie mir ergangen ist. Eigentlich sollte er in diesen Tagen mit seiner Frau auf einer Weltreise unterwegs sein. Die Reise war teilweise schon bezahlt. Er wollte nur noch ein paar Besorgungen mit dem Auto machen. Unterwegs bekam er einen Schwächeanfall. Er hielt an, stieg aus, und von da an wusste er nichts mehr. Mit dem Hubschrauber hatten sie ihn von der Straße aus direkt ins Krankenhaus gebracht. Wir waren also Leidensgefährten! Das verbindet. Als ich jedoch vorsichtig nach seinem Glauben fragte, erfuhr ich, dass er ein ganz anderes Fundament hatte als ich. Auch gesellschaftlich klaffte eine große Lücke zwischen uns. Er hatte eine einflussreiche Position in einer westdeutschen Firma. Für sie bereiste er die ganze ehemalige DDR. In

Technik und Wissenschaft war er äußerst beschlagen. Da konnte ich als kleiner Rentner natürlich nicht mithalten. Das hatte ich auch gar nicht vor. Die wichtigere Kenntnis aber durfte ich besitzen, das Wissen darüber, dass Gott uns liebt.

Er beobachtete mich, wenn ich meine Bibel las. Er schien das sogar zu respektieren. Wollte ich aber etwas von dem, was ich las, weitergeben, winkte er ab. Als ich ihm gute evangelistische Literatur anbot, warf er nur einen Blick auf die Titelseite und legte sie auf mein Bett zurück. Wie konnte ich nur sein Herz erreichen? Freilich betete ich für ihn. Wenn er abends das Fernsehgerät einschaltete, fragte er zuvor, ob mich das stören würde. Ich brauchte mich aber nur auf die andere Seite zu drehen und die Augen zu schließen, dann nahm ich das Flimmern nicht mehr wahr.

Weil wir beide nicht aufstehen durften, konnten wir am gegenseitigen Ergehen Anteil nehmen. Lediglich seine Frau besuchte ihn täglich. Da sah es bei mir schon anders aus. Gründlich registrierte er, wer alles kam. Oft waren es Geschwister, die sich vor nicht langer Zeit bekehrt hatten. Und wie leuchteten deren Augen! Oft hielten sie mir wortlos den Kopf, um mir ihre Liebe zu zeigen. Ein Missionsarzt kam mit seiner 95-jährigen Mutter. Er war in Afrika im Einsatz gewesen. Ein Ehepaar, in deren Familie große Krankheitsnot geherrscht hatte, erzählte, wie der Herr ihnen beigestanden und ihnen geholfen hatte. Ein ehemaliger Arbeitskollege und einige Geschwister der Versammlung kamen, um mir ihre Verbundenheit zu zeigen. Einige hatten ihre Bibel mitgebracht, lasen etwas daraus vor und beteten mit mir. Mein Bettnachbar konnte alles mithören und miterleben. Wenn der Besuch gegangen war, konnte ich meinem Leidensgefährten berichten, was dieser und jener erlebt hatte. Einer

war früher Alkoholiker. Ich erzählte ihm, wie er durch Jesus Christus von seiner schlimmen Sucht frei geworden war. Dann kamen die Kinder und nacheinander die 10 Enkelkinder, um den Opa zu besuchen. Das alles schien wie eine stille Predigt für diesen Mann zu sein. Als wir in ein normales Zimmer verlegt wurden, bat er den Stationsarzt, mit mir in einem Zimmer bleiben zu können. So bekamen wir ein Zweibettzimmer und konnten noch ein Stück Leben miteinander teilen.

Er wurde einen Tag früher entlassen als ich. Es gab fast Tränen. Zum Abschied sagte er mir: „Ich habe bisher alle Christen für Heuchler gehalten. Was ich aber in diesen Tagen erlebt habe, hat mich zu der Überzeugung gebracht, dass es doch echtes Christentum gibt. Ich werde die strahlenden Gesichter Deiner Besucher nicht vergessen und alles, was sie Dir an Liebe erwiesen!“ Vor einigen Tagen rief er an, weil er uns in Kürze besuchen will. Wir beten weiter für ihn.

Ein Choleriker

Als ich in jungen Jahren zur Versammlung fand, hatte ich sicher zu spitze Ohren und zu scharfe Augen. Ich hörte mir die Verkündigung wie aus der Entfernung an und beobachtete, ob das Gesagte auch mit dem Leben übereinstimmte. Schließlich wollte ich mich ja nicht einer Gemeinde anschließen, in der geheuchelt wurde. Einer der verantwortlichen und dienenden Brüder hatte ein sehr heftiges Gemüt, um es gelinde auszudrücken. Ich bekam mit, was andere über ihn alles sagten. Dabei kam er nicht gut weg. Solche Dinge einem Neuling zuzutragen, war eigentlich unverantwortlich, doch ei-

nige hatten ihre Freude daran. Dabei konnte ich diesen Bruder gut leiden, und er war mir zugetan.

An einem Sonntag stand er vorn am Rednerpult, um das Wort Gottes zu verkündigen. Anhand des Galaterbriefs stellte er die Früchte des Fleisches der Frucht des Geistes gegenüber. Das war ein einfacher und gut verständlicher Vortrag. Als er so darlegte und an praktischen Beispielen zeigte, wie das Fleisch gegen den Geist gelüftet und was für ein Schaden entsteht, wenn man den Regungen des Fleisches folgt, nämlich Zorn, Zank, Streit usw., meinte ich, jetzt würde er die Not darlegen, die ihm gerade diese Dinge machten, doch das kam nicht. Wir, die Zuhörer, waren gemeint, doch hätte das Wort nicht in erster Linie ihn selbst treffen müssen?

Nach der Stunde hatte ich Gelegenheit, ihn zu sprechen. Ich fragte ihn, warum er sich nicht mit einbezogen habe, denn sicher machten gerade Zorn und Streit ihm doch so große Schwierigkeit. Ich frage mich noch heute, ob das nicht Anmaßung, Ehrfurchtslosigkeit oder gar Frechheit war, ihn so anzusprechen. Ich meinte aber wirklich, ihm eine Hilfe sein zu können. Sein Gesicht lief rot an, nicht vor Scham, sondern vor Zorn, von dem er soeben gesprochen hatte: „Du hergelaufener Handwerksbursche! Was bildest Du Dir eigentlich ein, verantwortliche Brüder zu kritisieren!?“ Er fand noch gröbere Worte, um mir mein ungeziemendes Verhalten vorzustellen. Dann ließ er mich einfach stehen und ging seines Weges. Ich schrieb ihm daraufhin einen Brief, um mich zu entschuldigen. Es kam jedoch keine Reaktion. Am nächsten Sonntag war sein Stuhl leer. Das machte mir Sorge. Ich beugte mich vor meinem Herrn wegen meines vorwitzigen Verhaltens.

Am Mittwoch kam ein kurzer Brief von ihm. Er bat, dass ich ihn besuchen möge. Ich schwang mich schnell aufs Motorrad, um seiner Bitte zu entsprechen. Ganz geknickt traf ich ihn an. Ein Bruder aus einer Nachbarversammlung hatte ihn besucht. Dem hatte er sein Herz ausgeschüttet und sich über mein ungehöriges Verhalten beklagt. Er hatte ihm auch berichtet, wie er mich abgeblitzt hatte. Daraufhin hatte ihm dieser Bruder, der ihm sehr nahe stand, gesagt: „Du bist ein Kain! Du hast deinen Bruder erschlagen!“ Das hatte ihn getroffen und zu tiefer Buße veranlasst. Er bat mich, ihm zu vergeben. Ich sagte ihm jedoch, dass es umgekehrt der Fall sei, dass ich ihn um Vergebung bitten müsse. Mein Verhalten als junger Bruder sei ungeziemend gewesen. Er bezeugte hingegen, dass der Herr mich als Werkzeug gebraucht habe, ihm sein fleischliches Wesen zu offenbaren. Ihm sei das bisher noch nie so deutlich geworden. Von Herzen gern haben wir einander vergeben. Dann nahmen wir uns in den Arm; es gab Tränen auf beiden Seiten.

Dieses Erlebnis war mir eine ernste Belehrung, die Zunge, das kleine Glied, nicht ungezügelt zu gebrauchen und alten Brüdern mit Respekt und Liebe zu begegnen. Von diesem Augenblick an sind wir uns sehr nahe gekommen. Spricht es nicht von geistlicher Reife, wenn auch altgewordene Geschwister Raum zur Buße finden? Gottes Wort rät uns: „Alle aber seid gegeneinander mit Demut fest umhüllt“ (1Pet 5,5); das gilt für Alt und Jung.

Nicht gehört

Wie sich doch die Zeiten wiederholen! Was jetzt an Rezession, an Arbeitslosigkeit und Unsicherheit die Menschen quält, ist nichts Einmaliges. Es fällt schwer, etwas vom erreichten Wohlstand auf-

zugeben und bis an die Grenze der Armut hinabzusteigen. Wie viele Versuche haben sich im Nachhinein als Irrwege erwiesen.

Nach dem letzten Krieg war die Situation der unsrigen heutzutage gleich. Entweder keine Arbeit oder ein Lohnangebot, das als Hungerlohn bezeichnet werden konnte. Was wurde da von einigen Familien nicht alles erwogen, um diesem Zustand zu entgehen. Auch Gläubige trugen die Leiden der damaligen Zeit mit. Die Absicherung mit Arbeitslosengeld war damals noch nicht so gegeben. Da war Schmalhans Küchenmeister bei einer sonst fleißigen Familie. Man war schon dankbar, wenn genügend trockenes Brot vorhanden war. Die beiden Kinder wuchsen heran und hatten beständig Hunger. Alle Bemühungen, eine Arbeit zu finden, waren bislang erfolglos geblieben.

Ein Verwandter war schon kurz nach 1933 nach Amerika ausgewandert. Er schickte ab und zu etwas, das als aus einer anderen Welt kommend betrachtet wurde. Er schrieb einmal, sie sollten doch alles stehen und liegen lassen und auch nach Amerika auswandern. Zuerst wiesen sie solche Gedanken strikt ab. Dafür waren sie zu sehr der Heimat verbunden. Als aber dann erneut diese Einladung kam und alle Vorzüge Amerikas aufgezeigt wurden, setzte sich der Gedanke mehr und mehr in ihren Herzen fest. Bei solchen Erwägungen ging es ja schließlich auch um die Zukunft der Kinder. Der Haken dabei war jedoch, dass der Verwandte ein entschiedener Kommunist und Atheist war. Bei ihm könnten sie die erste Zeit wohnen. Würde das nicht große Spannungen geben? Aber vielleicht könnten sie sogar einen guten Einfluss auf ihn ausüben und ihn zum Herrn führen?

Gespräche mit Glaubensgeschwistern brachten nicht das erwünschte Resultat. Stattdessen wurden sie gewarnt. Täglich legten sie im Gebet das Anliegen ihrem Herrn vor. Sie wollten von Ihm die entscheidende Antwort hören, nämlich dass sie ziehen könnten. Aber diese Antwort blieb aus. Wenn sie die Bibel lasen, meinten sie immer wieder Warnungen vor solch einem Schritt zu hören. Eines Tages riet ihnen jemand, dass sie wie Gideon ein Vlies auslegen sollten, um Gottes Antwort klar vernehmen zu können. Sie meinten hingegen, dass es das im Neuen Testament nicht mehr gebe, und ließen es daher sein. Immer wieder aber baten sie ihren Herrn: „Gib uns doch bitte Klarheit, schenke eine Arbeitsstelle, oder gib grünes Licht zu unserer Ausreise!“

Doch die Unklarheit blieb. Trotzdem reichten sie den Antrag auf ihre Ausreise ein und meinten, dass, wenn er erteilt würde, sie auf diese Weise eine Antwort hätten. Innerhalb von 14 Tagen sollten sie Bescheid bekommen. Mit Spannung wurden diese Tage gelebt. Die Kinder hatten keine Freude daran, ihre Schulkameraden zu verlieren. Es kam der Sonntag. Die Geschwister der Versammlung wussten alle um diese Sache. Zur Stunde der Wortverkündigung kam ein Bruder von auswärts, der die Versammlung kaum kannte. Als er am Pult stand, kam er sofort zur Sache. Er wolle gern an eine sehr bekannte Begebenheit aus dem Buch Ruth erinnern. Ihn habe das Wort in letzter Zeit sehr beschäftigt. Er las das erste Kapitel. Dann schilderte er die Hungersnot, die damals in Juda herrschte. Er verglich das mit der damaligen Situation in Deutschland und malte die Lage der Familie Elimelechs vor die Augen. Die Felder waren ausgedörrt, es gab keine Ernten und damit keine Arbeit. Dann die Sorge um die beiden Kinder. Schließlich wurden Pläne zur Eigenhilfe geschmiedet. In Moab gab es alles in Hülle und Fülle. Die Not hätte

ein Ende, wenn sie dorthin zögen. Freilich müssten sie für diese Zeit unter Ungläubigen leben. Aber vielleicht könnten sie ihnen ja sogar zum Zeugnis für den HERRN, ihren Gott, sein.

Sie verließen den Ort, den Gott mit reichen Segensverheißungen bedacht hatte. Es war der Ort, wo einmal der Messias geboren werden sollte. Sie zogen nach Moab, obwohl es ernste Warnungen gegeben hatte, sich nicht mit den Moabitern zu verbinden. Dort würden sie Gottes Segnungen nie und nimmer empfangen. Der Bruder schilderte in lebendiger Weise, wie zuerst alles ganz gut zu gehen schien. Doch auf einmal nahm Gott den Verantwortungsträger der Familie weg. Anhand dieses Ereignisses machte er deutlich, wie Gott die Männer als Haupt in Ehe und Familie in die Pflicht gestellt habe, damit sie nach Gottes Wort und Gottes Gedanken die Familie führen sollten.

Dem Bruder, der mit seiner Frau soviel um Gottes Wegweisung gebetet hatte, wurde es beim Hören kalt und heiß. Ihm wurde bewusst, dass Gott ganz persönlich zu ihm redete. Er war so mit sich beschäftigt, dass er den weiteren Ausführungen gar nicht mehr zu folgen vermochte. Erst ganz am Schluss vernahm er noch, dass Noomi – dabei dachte er an seine Frau – ganz allein nach Bethlehem zurückkam. Sie kam dort zu Beginn der Ernten an. Daran anknüpfend, sprach er die Hoffnung aus, dass es bald aufwärts gehen würde, und man solle die Zeit bis dahin mit Buße und vermehrter Hingabe an den Herrn nützen.

Dem Bruder war nun klar, dass sie hier bleiben sollten. In der Ansprache war auch noch ein Vers zur Beherzigung nach der Lutherübersetzung zitiert worden: „Bleibe im Lande und nähere dich red-

lich!“ Deutlicher konnte es nicht gesagt werden. Doch es hatte sich ja schon überall herumgesprochen, dass sie ausreisen wollten. Nun, sie würden sehen, ob die Genehmigung käme. Ja, sie wurde erteilt. Alle Ermahnungen Gottes wurden in den Wind geschlagen. Sie verkauften alles, was sie nicht mitnehmen konnten. Die Schiffskarten wurden bestellt; das bewegte Abschiednehmen begann. Nur noch eine Hürde gab es zu nehmen: Sie mussten sich in Hamburg einer Untersuchung bei der Zollbehörde unterziehen. Nach der langen Bahnfahrt suchten sie die entsprechende Stelle auf, um den Stempel auf das wichtige Dokument zu bekommen. Bei der Frau und den Kindern war das kein Problem. Doch nachdem der Mann geröntgt war und vor dem Arzt stand, machte der ein bedenkliches Gesicht: „Wir müssen Sie ins Krankenhaus überweisen. Haben Sie noch nicht gemerkt, dass mit Ihrer Lunge etwas nicht in Ordnung ist?“ Freilich hatte er in letzter Zeit oft gehustet. Der Arzt ließ sich nicht erweichen, ihm den Stempel zu geben. Im Krankenhaus stellte man fest, dass er TBC hatte. Er kam sogar auf die Isolierstation. Nur 3 Wochen später erreichte die Geschwisterschar am Ort ein schwarz umrandeter Brief. Wie mögen die Frau und die Kinder wohl gelitten haben!

Wäre der Mann dem Mahnen Gottes doch gehorsam gewesen, wie hätte die ganze Familie inmitten der Gläubigen Hilfe, Trost und Barmherzigkeit empfangen. Haben sie wie die Noomi im Buch Ruth zurückgefunden?

Der Hauptgewinn

Nicht zu fassen! Ich habe € 70.000 gewonnen. Ich habe nie Lotterie oder Lotto gespielt, damit hatte dieser Gewinn auch nichts zu tun.

Wir hatten einmal anhand eines Katalogs etwas bestellt und das Gewünschte zu unserer Zufriedenheit erhalten. Der Lieferant hatte unter den Kunden eine Verlosung vorgenommen, und ich war der Hauptgewinner. Ein dickes Kuvert lag vor mir. Ein Notar hatte die Richtigkeit bestätigt. Ein Glückwunsch von diesem Versandhaus lag bei. Ich brauchte den Gewinn nur noch abzurufen. Mit einem Auto sollte ich nach Frankfurt gefahren werden, um dort den Gewinn in Empfang zu nehmen. Ich durfte sogar wählen, ob ich das Geld oder einen nagelneuen Mercedes haben wollte. Ich sollte bestätigen, dass mein Bild zu Reklamezwecken verwendet werden könnte. So plötzlich war ich ein reicher Mann geworden.

Ich überlegte, ob die ganze Sache wohl einen Haken haben könnte. Wollte mir da der Teufel eine Fußangel legen? Sollte ich plötzlich meinen Kopf ein paar Zentimeter höher tragen können? Das brachte mich zum Nachdenken und trieb mich ins Gebet. Plötzlich kam mir Abraham in den Sinn. Der Patriarch war einmal, und zwar vom König von Ägypten, reich beschenkt worden. Sogar die Magd Hagar war unter diesen Geschenken. Was für eine Not ist später durch sie entstanden! Dann wollte der König von Sodom ihn nach einer großen Befreiungsaktion reich beschenken. Abraham wies das Angebot dieses Königs mit den Worten ab: „Ich hebe meine Hand auf zu dem HERRN, zu Gott, dem Höchsten, der Himmel und Erde besitzt: Wenn vom Faden bis zum Schuhriemen, ja, wenn ich irgend etwas nehme von dem, was dein ist! – damit du nicht sagst: Ich habe Abram reich gemacht“ (1Mo 14,22.23). Die Antwort Gottes darauf war mutmachend: „Ich bin dir ein Schild, dein sehr großer Lohn!“ (1Mo 15,1). Sollte ich da nicht wie Abraham bei dem König von Sodom tun?

Die Antwortkarte lag im Kuvert bei. Darauf konnte ich meine Überlegungen eintragen. Zuerst gab ich natürlich meiner Freude über diesen Gewinn Ausdruck. Ich teilte ihnen aber mit, dass ich schon Rentner sei und keine großen Bedürfnisse mehr habe. Ich wolle den Gewinn annehmen, jedoch nicht für mich persönlich. Ich gäbe ihnen vier Adressen und Kontonummern an, wohin dieses Geld überwiesen werden sollte. Sie sollten das Geld zu gleichen Teilen nach Polen, Rumänien, Israel und Brasilien überweisen. Dort wäre die Not und Armut so groß, dass Menschen hungerten und das Lebensnotwendige nicht hätten. Damit würden sie den Segen Gottes auf ihr Unternehmen bringen. Mit Spannung erwartete ich eine Antwort, doch vergeblich. Auch von den Glaubenswerken in den verschiedenen Ländern erhielt ich kein Freudenecho, dass das Geld dort eingegangen sei. Ob alles nur eine Finte war? Oder sollte es um Medienrummel gehen?

Hat Abraham wegen der Ablehnung des Angebots des Königs von Sodom Mangel gelitten? Hat Gott die Hände Abrahams, die er zu Ihm erhoben hatte, nicht immer wieder reich gefüllt? Freilich hätte er sich von seinem Reichtum ein Schloss bauen können. Nein, er lebte lieber im Zelt. War sein Neffe da nicht weiser? Er hatte bald ein Haus in Sodom. War das aber ein Gewinn für ihn? Abraham lebte auf ein wunderbares Ziel zu. Er wusste, dass er hier keine bleibende Stadt hatte, dass aber der himmlische Baumeister in der Herrlichkeit des Himmels eine Stadt errichten würde. Deshalb lebte er in Kanaan auch lieber als Fremder. Und er hat sein Ziel erreicht. In Lukas 16 sehen wir Abraham im Paradies und in dessen Schoß den armen Lazarus. Der Reiche befand sich im Hades in schrecklichen Qualen.

„Die Gottseligkeit mit Genügsamkeit aber ist ein großer Gewinn“ (1Tim 6,6). Wie gut ist es, wenn wir das uns Anvertraute so betrachten können, dass es uns nur zur Verwaltung übergeben ist. Wir sind so reich gemacht in unserem Herrn, dem Geliebten. Wenn wir diese Schätze genießen, werden wir nie nach anderen schießen, die trotz ihres Reichtums arm sind.

Schwerhörig

Die Tage, von denen man sagt: „Ich habe kein Gefallen an ihnen“, bringen manche Nöte und Schwierigkeiten mit sich. Das Alter trägt seine Last. In Prediger 12 wird das ganz plastisch geschildert. Da ist es noch das Wenigste, dass das Haar ergraut: „Der Mandelbaum steht in der Blüte“, heißt es dort bildhaft. Auch die Sonne verfinstert sich. Wie gut, dass es jetzt Brillen als Sehhilfen gibt. Auch wenn die Müllerinnen feiern, gibt es für uns Zahnersatz. Schlechter ist es schon, wenn das Geräusch der Mühle dumpf wird, also das Gehör nachlässt. Du willst in der Versammlung bei der Verkündigung des Wortes alles verstehen, und der Bruder da vorn lispelt, als wolle er seiner Frau ein Geheimnis verraten. Wie oft geschieht es, dass ich meinen geliebten Schatz bitten muss, das, was sie sagt, nochmals zu wiederholen, weil ich es nicht recht verstanden habe. Freilich liegt es meist an mir, weil das Hörgerät nicht angeschaltet ist. Gar missverstanden zu werden, kann für beide Seiten betrübend, manchmal aber auch Anlass zur Heiterkeit sein.

Ist Gott etwa auch schwerhörig? Der Gedanke kam mir jetzt einmal beim Singen. Ein Chorus mit nur drei Zeilen wurde vorgeschlagen und einige Male wiederholt. Dem Text nach war es ein Gebet. Sollte Gott das nicht schon beim ersten Singen gehört und verstanden ha-

ben? Ist Er etwa schwerhörig wie der Baal auf dem Berg Karmel, als Elia den 450 Baals-Priestern gegenüberstand und sie von ihrem Götzen Feuer forderten? Stundenlang schrien sie: „Baal, antworte uns!“ Sie bekamen keine Antwort. Elia verhöhnte sie und sagte zu ihnen: „Ruft mit lauter Stimme, ... vielleicht schläft er!“ Dann trat dieser Mann Gottes an den Altar und rief den Namen des HERRN an. Er brauchte sich nicht zu wiederholen. Gottes Antwort folgte auf dem Fuß. Freilich war das vor alter Zeit. Wir sind ja viel moderner geworden!

Nach einer zweiten Verwundung im Krieg wurde ich, weil ich noch nicht wieder für die Front einsatzfähig war, zu einem Bergbauern im Allgäu abkommandiert. Dort sollte ich bei der Heuernte helfen. Ich erlebte dort eine schöne Zeit. Als mich die guten Bauersleute das erste Mal zum Mittagstisch riefen, war ich ganz erstaunt, als ich die Küche betrat. Ein Gemurmel drang an mein Ohr. Die ganze Familie betete. Der Mann las dabei seine Zeitung, die Frau rührte im Suppentopf auf dem Ofen, und die alte Oma stopfte weiter an einem Paar Socken. Sie sprachen dreimal das „Vater unser“; dreimal das Gebet: „Maria, Mutter Gottes, bitt für uns!“, und anschließend murmelten sie noch ein Gebet aus dem Rosenkranz vor sich hin. So etwas hatte ich noch nie gehört. Nach dem Essen war ich mit der Oma allein; da fragte ich sie nach dem Grund der Wiederholungen ihrer Gebete. Sie erklärte mir, dass eins davon für den gefallenen Sohn des Hauses sei, damit er eher aus dem Fegefeuer herauskommen möchte. Dann würde für einen vermissten Bruder des Schwiegersohns gebetet, und das dritte dieser Gebete gelte ihnen selbst, damit sie am Tag bewahrt bleiben möchten. Ich stellte mir die Frage, wie Gott das wohl beurteilen würde.

Diese Frage stellt sich jetzt auch bei unserem Singen. Wie gut, wenn wir *Ihn* im Lied ehren und anbeten! Das wird ja sogar einmal im Himmel Fortsetzung finden. Da wird es erst recht in Vollkommenheit geschehen, frei von allen menschlichen und fleischlichen Einflüssen. Warum aber diese Wiederholungen in den neuen Songs? Soll wohl ein Mangel an gutem Inhalt ausgeglichen werden? Besteht nicht die Gefahr wie bei den Baals-Priestern, sich damit hochzuschaukeln? Sie gingen sogar so weit, dass sie sich ritzten und Blut an sich vergossen. Das Gefühl wird stimuliert und kommt in Hochstimmung. Ist das aber die rechte Voraussetzung für die Anbetung Gottes? Wird dabei nicht eher das Wirken des Geistes Gottes ausgeschlossen? Echte Anbetung soll ja in Geist und Wahrheit geschehen. Ich singe, nachdem mir dies bewusst geworden ist, solche Texte nur einmal und bete lieber still, wenn andere weitersingen.

Das Lied Moses

Ein Lied von Paul Gerhardt wurde vorgeschlagen. Da zogen einige junge Leute die Stirn in Falten. Ein Lied mit neun Strophen! Wer soll so etwas heute noch singen? Ist das denn zumutbar? Heute singt man nur noch einzeilige Songs und wiederholt sie einige Male!

Ein englischer Bruder, der zu Besuch gekommen war, äußerte einmal: „Die Deutschen sind das Volk der ersten Strophe!“ Er wollte damit sagen, dass wir beim Singen ohne Liederbuch meist nur die erste Strophe aus dem Kopf singen könnten. Das ist eigentlich schade. In England schien das anders zu sein. Man kann gerade die Lieder von Paul Gerhardt nicht ohne innere Bewegung lesen und singen. Was für eine Lebenserfahrung liegt darin. Die

Texte sind oft in größter Not gedichtet worden und vermitteln Trost und Geborgenheit. Wie kann man doch oft bei dem, was man selbst erlebt hat, dem Inhalt solcher Lieder zustimmen. Sie drücken das aus, was Gott schon dem Volk Israel aufgetragen hat, nämlich das, was sie erlebt hatten, dem künftigen Geschlecht weiterzugeben. Das kann auf eine gute Art durch Lieder geschehen.

Da denken wir natürlich an Mose zurück. Gott hatte ihm gesagt, auf den Berg zu steigen und dort zu sterben. Fiel er da in Panik? Oder wurde er von Selbstmitleid geplagt? Oder stellt er sogar noch eine große Abschiedsfete auf die Beine? Nein! Im Auftrag Gottes schrieb er noch ein Lied. In dieses Lied legt er sein ganzes Herz hinein. Da steht an erster Stelle, dass Gott erhoben werden soll. Dieses Lied ist uns in 5. Mose 32 erhalten geblieben. Schon dreieinhalbtausend Jahre ist es alt. Es hat an Aktualität nichts eingebüßt. Wie vielen ist es schon zum Segen, zum Trost, aber auch zur Ermahnung geworden. Natürlich geht Mose dabei zuerst auf seine eigenen Erfahrungen ein: Gott versagte ihm seinen Herzenswunsch. Wie gerne hätte er das Volk über den Jordan ins verheißene Land geführt. Wie gerne hätte er das Fallen der Mauern Jerichos miterlebt! Doch Gott versagte es ihm. Hätte da nicht leicht Bitterkeit in die Zeilen dieses Liedes hineinfließen können? Nein: „Der Fels: Vollkommen ist sein Tun!“ Wie mutmachend ist dieses Vorbild auch für uns. Wie leicht werfen wir Gott Ungereimtes vor. Mose tut das nicht. Er gibt an andere weiter, dass Gottes Tun vollkommen ist. In welcher majestätischer Sprache ehrt er seinen Gott!

Nachdem Mose das Lied aufgeschrieben hat, finden wir, wie er zusammen mit Josua, seinem noch jungen Nachfolger, dieses Lied dem ganzen Volk vorträgt, damit das Volk es lernt. Nein,

Josua hat nicht die Nase gerümpft, sondern mit diesem Lied sogar ernste Warnungen an das Volk verknüpft. Das Erstaunliche ist, dass das Volk dieses Lied willig lernt. Stellen wir uns das heute vor. Da würde ein über 80-Jähriger versuchen, ein von ihm geschriebenes Lied mit der Versammlung einzuüben. Vielleicht würde ein kurzer Einzeiler noch angenommen. Doch hier waren es 43 Verse. Ich drücke das gleich noch einmal in Buchstaben aus, um es recht zu fassen: Dreiundvierzig Verse! Darin werden dunkle Punkte angesprochen, nämlich Gericht wegen Götzendienst, in den Israel verfallen würde. Da wird der Fels, der lebendige Gott, dämonischen Mächten gegenüber gestellt. Wer singt denn so etwas gern? Wie hätte es für Israel zur Bewahrung gedient, wenn sie dieses Lied immer wieder einmal angestimmt hätten. Doch das vernachlässigten sie, und der prophetische Inhalt dieses Liedes traf ein.

Würden wir mehr beachten, was in den alten Heilsliedern zum Ausdruck gebracht wird, wir würden vor manchen Irrungen bewahrt bleiben. Wäre das nicht der Beachtung wert?

Grauer Star

Oma Martha hatte große Mühe mit ihren Augen. Zuerst war es das Kleingedruckte, das sie nicht mehr lesen konnte. Das schien ihr auch gar nicht so wichtig zu sein. Hauptsache war, dass sie ihre Bibel noch lesen konnte. Mit einer Perlbibel wäre das auch schon nicht mehr möglich gewesen. Als sie ihren 80. Geburtstag feierte, klagte sie, dass alles um sie herum immer trüber würde. Nun kam sie sogar mit ihrer Bibel in größerer Schrift nicht mehr zurecht. Gut, dass es die großen Hausbibeln gab. Doch nach einem halben Jahr konnte

sie auch diese Buchstaben nicht mehr entziffern. Das war ihr der größte Schmerz. Auf die Zeitung konnte sie gern verzichten.

Eines Morgens klagte sie über große Schmerzen. Ihr Hausarzt überwies sie ins Krankenhaus. Sie sollte operiert werden. Zuerst war der ganze Papierkram zu erledigen. Sie sollte lesen, was bei der Operation alles auftreten könnte, und dann unterschreiben, dass sie mit allem einverstanden sei. Als der Arzt zurückkam, lag der Bogen noch genauso auf dem Nachttischränkchen, wie er hingelegt worden war. Auf die Frage des Arztes, warum sie noch nicht unterschrieben hätte, sagte sie ihm: „Das kann ich nicht lesen.“ Man las ihr das Wesentliche vor und forderte sie zur Unterschrift auf. Aber auch das vermochte sie nicht zu tun. Da machte sie nur drei Kreuze. Der Arzt sagte ihr, dass er die Augenärztin an ihr Bett schicken würde.

Nachdem die Operation erfolgt war, kam diese Spezialistin zu ihr. Als sie sie gründlich untersucht hatte, sagte sie ihr: „Sie leiden am grauen Star. Wir können Ihnen helfen und verlegen Sie in die Augenstation; dort werden wir Sie operieren.“ Da bekam die alte Oma einen Schreck. Das wollte sie nicht. Ihre Sorge war, dass sie den Rest an Augenlicht verlieren könnte, den sie jetzt noch besaß. Es bedurfte viel, sie von der Notwendigkeit der Operation zu überzeugen. Man schickte sogar eine andere Patientin an ihr Bett, die zwei Tage vorher operiert worden war; die schilderte ihr voller Begeisterung, wie gut sie wieder sehen könne. Da ließ sie mit ängstlichem Herzen zuerst das eine und kurz darauf auch das andere Auge unters Messer nehmen. Wie freute sie sich, und wie dankte sie dafür, dass ihr diese Hilfe zuteil geworden war. Sie konnte ihre normale Bibel wie-

der lesen. Allen, die zu ihr kamen und sie besuchten, gab sie Zeugnis von dem, was sie erlebt hatte. Viele konnten mit ihr danken.

Nun stellt sich uns die Frage, ob es auch geistlichen grauen Star geben kann? Wenn ja, kann der auch zur inneren Erblindung führen? Als der Blindgeborene in Johannes 9 geheilt worden war, musste der Herr Jesus den Pharisäern auf ihre Frage hin, ob sie blind seien, sagen, dass dies der Fall sei. Die, die eigentlich am klarsten hätten sehen müssen, konnten und wollten nicht sehen, dass *Er* ihr Messias war. Der Apostel Paulus macht es in Epheser 1,18 zum Gebetsanliegen, dass die Briefempfänger erleuchtete Augen bekommen möchten, um ihren Reichtum recht zu erkennen und zu schätzen. Und unser Herr lässt den Angehörigen der Versammlung in Laodizea schreiben, dass sie Augensalbe nötig hätten, um ihre Augen damit zu salben. Sie merkten gar nicht, dass sie bei aller Betriebsamkeit das Wesentliche und Wichtigste nicht mehr sahen. Sie brauchten den Heiligen Geist, der allein das dem Herrn wohlgefällige Leben zu schenken vermag und durch dessen Wirkung das Sehvermögen ihrer inneren Augen gestärkt werden konnte. Haben sie der Aufforderung Folge geleistet? Oder haben wir uns mit ihrem getrübbten Sehvermögen etwa auch schon angesteckt und merken es gar nicht? Dann aber schnell zu unserem himmlischen Augenarzt. Was für ein Glück, dann wieder gut sehen zu können!

Rechtes Beten

Die Frage der rechten Haltung beim Beten wird immer wieder einmal gestellt. Wenn man dazu in der Bibel nachforscht, findet man ganz verschiedene Antworten. Die einen standen, andere knieten oder lagen sogar auf ihrem Angesicht. Wir finden Männer, die ihre

Hände erhoben, zum Zeichen dafür, dass sie sie von oben her füllen lassen wollten. Elia saß auf dem Berg Karmel und hatte sein Angesicht zwischen seine Knie geklemmt, um völlig vom Lärm der Welt abgeschottet zu sein. Unser Herr rät, in die Kammer zu gehen und sie abzuschließen, um so ungestört zum Vater im Himmel sprechen zu können. Wir sollten aber nicht plappern wie die Heiden! Die Vielfalt macht deutlich, dass es keine vorgegebene Norm für die Körperhaltung gibt. Wichtig ist die Haltung der Herzen, wenn wir dem heiligen Gott in Ehrfurcht begegnen. Mann und Frau werden deshalb in 1. Korinther 11 klare Anweisungen gegeben, wie sie, auch um der Engel willen, im Gebet Gott nahen sollten. Wollen wir nicht auch in diesem Punkt wieder zum Wort Gottes zurückkehren?

Die meisten Geschwister falten beim Beten noch die Hände. Freilich wird das in der Bibel nicht geboten. Es gibt auch Brüder, die die Hände in den Hosentaschen vergraben. Auch das kann man der Heiligen Schrift nicht entnehmen. Doch welche Haltung entspricht nun einer stillen Ehrfurcht?

Ein schwerer Trauerfall war eingetreten. Ein junger Bruder war im Straßenverkehr ums Leben gekommen, hinterließ eine kranke Frau im Rollstuhl und drei Kinder. Die ganze Versammlung litt schwer darunter. Wer kann verstehen, dass der Herr so etwas zulässt? Wer kann da den Trauernden in der rechten Weise Trost spenden? Die verantwortlichen Brüder fragten sich bange, wer wohl von ihnen geeignet sei, am kommenden Sonntag vor der Beerdigung ein passendes Wort bei der Wortverkündigung zu diesem furchtbaren Ereignis zu sagen. Sie sahen in dem Unfall ein Reden Gottes. Es war ihnen nicht zuletzt auch deshalb schwer, weil so manche Ungläubigen die Frage stellten, wo denn hier die Liebe Gottes zu erkennen

sei. Die verantwortlichen Brüder riefen einen Bruder einer Nachbarversammlung an und baten ihn, ihnen an diesem Sonntag mit einem Dienst am Wort zu Hilfe zu kommen. Er war bereit, sich vom Herrn dazu gebrauchen zu lassen.

Als es so weit war, machte er sich rechtzeitig mit seinem Fahrzeug auf den Weg, damit er am Ort noch etwas Zeit zur Stille fände. Hoffentlich war der Saal bereits aufgeschlossen. Noch stand kein Fahrzeug auf dem Parkplatz. Doch die Tür war geöffnet. An der Garderobe im Vorraum hing nur ein schwarzer Mantel. Als er den Saal betrat, sah er zunächst niemand. Doch dann sah er in der dritten Schwesternreihe ein altes Mütterchen, das ein schwarzes Kopftuch aufhatte. Sie kniete vor ihrem Stuhl und war völlig im Gebet versunken. Sie war die Großmutter des verunglückten Mannes. Sie schüttete wie Hanna damals vor der Stiftshütte ebenfalls ihr Herz vor ihrem Gott aus. Das beeindruckte diesen Bruder sehr. Sollte er sich bemerkbar machen? Es war ja noch gut eine viertel Stunde Zeit, bis die anderen Besucher kämen. Vielleicht wäre es gut, noch ein Gespräch mit ihr zu suchen? Oder würde das Rufen zu ihrem Gott nicht viel wertvoller und tröstlicher sein als alles andere? Sollte er den Saal ganz leise verlassen, um nicht zu stören? Sollte er sich still auf einen Stuhl setzen und abwarten, bis andere Geschwister kämen? Doch dann zog es ihn ebenfalls auf die Knie nieder. Er machte sich im Beten mit dieser bekümmerten Schwester völlig eins. Dabei schien die Zeit in die Ewigkeit zu fließen. Als er endlich aufstand, war der Saal schon halb gefüllt. Die Geschwister hatten still auf ihren Stühlen Platz genommen und beteten ebenfalls. Dann stand auch die alte Großmutter auf; sie war getröstet. In ihren Augen lag ein stiller Glanz. Das danach aus Römer 8,18ff. verkündigte Wort fand in den Herzen weiten Raum,

insbesondere bei den Trauernden. Über der ganzen Versammlung lag eine geheiligte Atmosphäre.

Das Beten dieser einfachen Schwester und ihre ehrfürchtige Haltung hatten dem Wirken des Geistes Gottes Raum gemacht. Das hatte auch diesen Bruder auf die Knie gezwungen und sein Herz für das Reden seines Herrn geöffnet. So konnte der Geist Gottes an den versammelten Geschwistern wirken und Kanäle des Segens öffnen. Nicht die äußere Form, sondern die Haltung des Herzens ist wichtig. Wo man Gott in echter Gottesfurcht naht, sind die Schleusen des Himmels zum Trost und zum Segen geöffnet.

Treulos

Sie hatten kurz vor Kriegsbeginn geheiratet. Die Traufeier sei einmalig schön gewesen, erzählte er mir. Dann zog er die Brieftasche hervor und zeigte mir das Hochzeitsbild. Welch schmucke Braut! Da konnte man sich mitfreuen, als er bezeugte, dass er die schönste Frau sein Eigen nannte. Einmal nur hatte er Urlaub gehabt. Wie glücklich waren diese Tage verlaufen. Er schwärmte immer wieder davon. Dann wurde er als Soldat in der Normandie gefangengenommen. Lange gab es keinen Kontakt. Er ging davon aus, dass sie durch das Rote Kreuz benachrichtigt worden war, dass er in Gefangenschaft sei und es ihm gut gehe. Das würde sie beruhigen und ihr Sehnen nach seinem baldigen Heimkommen stärken.

Endlich, nach über einem Jahr, kam die erste Post aus der Heimat. Die Freude darüber war nicht zu messen. Welch brennende Liebe sprach aus diesen Zeilen. Wie oft las er sie. Bald waren manche Buchstaben durch Tränen verwischt. Er überlegte, ob er die Gefangenschaft nicht mit der Flucht beenden könne. Einige von uns hat-

ten das versucht und damit ihr Los, nachdem man sie geschnappt hatte, nur noch verschlimmert. Immer wieder gab es Gerüchte, dass die Entlassung nahe bevorstehe. Ich hätte Mäuschen spielen mögen, um zu lesen, was er der Geliebten zurückschrieb. Jede neue Post von ihr ließ seine Augen aufleuchten. Zuerst geschah das in ganz kurzen Zeitabständen. Wenn eine Woche ohne Lebens- und Liebeszeichen von ihr vergangen war, merkte man es ihm an. Doch die Pausen wurden immer länger. Wenn er einen Brief las, merkten wir, dass sein Herz nicht mehr so glühte. Es schien eine gewisse Entfremdung von Seiten dieser Frau einzutreten. Einmal verging über ein Monat, und er hatte keine Post von ihr bekommen. Da halfen auch unsere aufmunternden Worte nichts. Endlich war die Zeit des Schweigens vorüber. Wir beobachteten ihn. Lange hielt er den Brief in den Händen, ehe er ihn öffnete. Ob er ahnte, was für eine Nachricht er enthielt? Er zog sich mit diesem Brief zurück. Als wir ihn später wieder sahen, waren seine Augen rot und geschwollen. Niemand wagte ihn anzusprechen.

In den nächsten Tagen ging er wie im Traum umher und tat seine Arbeit ganz mechanisch. Dann meldete er sich zur Fremdenlegion. Das bedeutete meistens, dass man die Heimat nicht wiedersah. Es gab starke Bemühungen, uns für die Fremdenlegion anzuwerben. Bisher aber hatte sich niemand gefunden, der seine Unterschrift dazu gab. In einem vertraulichen Gespräch nannte er dann den Grund seines für uns unverständlichen Handelns. Seine Frau hatte ihm geschrieben, dass sie die Zeit des Wartens auf ihn nicht mehr ertragen könne. Vielleicht würden noch Jahre ins Land gehen, bis er wieder heimkäme. Sie wolle in dieser Zeit nicht versauern. Sie habe jetzt einen jungen Mann kennen gelernt, der genau so lieb zu ihr sei wie er. Sie bitte ihn um sein Verständnis; er möge ihr ihr Tun verzeihen.

Er solle ihr doch seine Einwilligung zur Scheidung zukommen lassen. Sie sei gewiss, dass auch er wieder eine Partnerin finden werde, mit der er glücklich werden könne. Er hat ihr die Einwilligung zur Scheidung nicht zugesandt und ist ihr bis zur Fremdenlegion aus dem Weg gegangen. Nach ein paar Tagen wurde er aus unserem Lager abgeholt. Sein Schicksal hat uns alle sehr bewegt. Was mag aus ihm geworden sein? Und was mag aus dieser untreuen Frau geworden sein?

Viel schlimmer ist es, wenn Menschen meinen, so mit ihrem Herrn handeln zu können. *Er* hat uns zu seiner Braut erhoben. Nun gilt es zu warten, bis *Er* kommt und uns zur Hochzeit im Himmel holt. Wir sollen warten und wachen. Auch ein anderer wirbt um uns. Geben wir ihm kein Gehör! Für Treue und Hingabe gibt es bald großen Lohn.

Warum?

Endlich war es so weit, dass auch unser Dorf eine Abwasserleitung bekam. Die frühere Weise, wie die Fäkalien entsorgt wurden, war nicht angenehm, obwohl die städtische Abfuhr schon eine große Er rungenschaft für uns bedeutet hatte. Davor schöpften wir mit dem Jauchenzuber die Grube aus, füllten sie in Eimer und düngten damit den Garten. Das stank tagelang im ganzen Haus und in der Umgebung. Jetzt aber holten wir den Komfort auf, der andernorts schon längst vorhanden war. Die Rohre für den Anschluss an die Abwasserleitung wurden drei Meter weit bis ins Grundstück verlegt, für das andere mussten wir selbst sorgen. Da mussten wir die Ärmel hochkrempeln und mit Muskelkraft an die Arbeit gehen, denn die Technik war schwer einsetzbar.

Um das halbe Haus herum und durch den Vorgarten musste ein tiefer Graben ausgehoben werden. Wenn es dabei nur nicht die großen Steine gegeben hätte! Manche ließen sich gut zertrümmern, an anderen jedoch klopfen wir lange. Ein Findling hatte es uns besonders angetan. Die Jugendlichen im Haus hatten sich bis zum Dunkelwerden daran versucht. Nun waren sie zur Arbeit. Sollte ich da nicht unter Beweis stellen, dass ich noch nicht zum ganz alten Eisen gehörte? Ich hatte ja als Gefangener nach dem Krieg eine ganze Zeit lang Steine klopfen müssen. Dieser aber war hart verpackt. Er trotzte den schweren Hammerschlägen. Konnte man ihn nicht ganz heben? Bald lockerte er sich mit Hilfe der Brechstange. Ich wollte ihn drehen und ihn dann zerkleinern. An einer Ecke konnte ich ihn gut fassen. Ich setzte alle Kräfte ein, um ihn zu heben. Da, ein greller Blitz im linken Auge! Was war denn das? Ich musste aufhören und mich erst einmal auf die Sommerbank setzen. Irgendwie war etwas mit dem Auge nicht in Ordnung. Die Hälfte davon wurde finster. Da blieb nur der Weg zu unserem Hausarzt. Mit dem Moped war das kein Problem, denn mit dem anderen Auge konnte ich noch gut sehen.

„Heute wegen Schulung geschlossen“, stand an der Arztpraxis. Und es war Freitag. Am Samstag war sowieso geschlossen. Was sollte ich tun? Vielleicht würde es sich übers Wochenende wieder geben, wenn ich mal ruhte. Der Sonntag kam. Ich hatte zugesagt, in einer Nachbarversammlung das Wort Gottes zu verkündigen. Als ich dort am Pult stand, wurde dieses Auge auf einmal ganz finster. Da war die Zeit schon lang, bis die Ärztin wieder öffnen würde. Ich war der Erste am Montagmorgen bei ihr. Sie erschrak: „Wie sind Sie denn hierhergekommen? Ich bestelle ein Taxi, das Sie sofort zum Augenarzt bringt.“ Die Fachärztin untersuchte mich gründlich und

sagte: „Die Netzhaut ist gerissen und hat sich abgelöst. Sie müssen sofort nach Leipzig in die Uni-Klinik.“ Ein Taxi machte sich auf die weite Fahrt. Ich konnte nur beten: „Herr, führe du alles wohl! Schenk doch bitte, dass ich heute noch behandelt werden kann! Gib den Ärzten Weisheit und Gnade, als deine Werkzeuge dienen zu können!“

Ich sollte an diesem Abend als Letzter operiert werden. Für das Operationsteam würde das die 18. Operation an diesem Tag sein. Als ich auf dem Operationstisch lag, gingen mir so manche Gedanken durch den Kopf. Wie gut, dass ich beten konnte. Gerade wollte der Anästhesist damit beginnen, mir eine Spritze zur örtlichen Betäubung fürs Auge zu geben, da ging es auf einmal: „Piep! Piep! Piep!“ Ein rotes Licht leuchtet auf. Bluthochdruck 220! Da war die Operation gelaufen. Sie hatten mir vorher erklärt, was gemacht werden sollte. In die Höhle hinter dem Auge sollte ein Polster gelegt werden, damit die Netzhaut ans Auge gedrückt würde und anwachsen könnte. Wie war ich entmutigt, dass der Eingriff abgebrochen werden musste. „Herr, warum?“, fragte ich. Ich wurde wieder in mein Zimmer gebracht, am nächsten Tag begannen erst wieder gründliche Untersuchungen. Man fand keine Ursache für den Bluthochdruck. Der Herr hatte es so zugelassen.

Zwei Tage später wurde das ganze Spiel noch einmal wiederholt. Ängstlich schaute ich auf die Armaturen. Würde wieder ein rotes Licht aufleuchten oder dieser komische Piepton hörbar werden? Nein! Eine Ärztin stellte sich mir vor. Sie wollte versuchen, mir zu helfen. Die Spritze wirkte. Sie nahm das Auge aus der Höhle. Die Netzhaut war in drei Teile gerissen und vom Auge abgelöst. Die Ärztin begann ihre sorgsame Näharbeit. Fein säuberlich wurde zu-

sammengenäht, was zusammengehörte. Zwei Stunden dauerte das. Es kam mir schon wie ein Stück Ewigkeit vor. Fast konnte ich nicht mehr liegen. Die freundliche Ärztin erklärte mir, dass der vorherige Arzt nicht gut für mich gewesen wäre. Da wurde mir bewusst, wie gnädig mein Herr die Operation vor zwei Tagen verhindert hatte. Er hatte diese Frau als Werkzeug ausgewählt, mir zum Guten. An dem Tag, wo die Operation zunächst durchgeführt werden sollte, hatte sie frei gehabt. Zehn Tage später, kurz vor meiner Entlassung, stellte der Professor dort mich einem Ärzteteam vor. Da wurde bezeugt, wie exzellent die Operation dieses Auges ausgeführt worden sei. Ein Wunder war auch, dass die Netzhaut vom Auge wieder angenommen wurde. Mein Herz durchströmte Dank und Freude darüber, einen solchen Herrn zu haben, der die „Warum-Fragen“ der Seinen zu seiner Zeit erhört.

Frei geworden

Als ich zum Kreis der Gläubigen der Brüderversammlungen fand, war ich von der Tiefe der Erkenntnis biblischer Wahrheiten bei ihnen fasziniert. Da ging mir erst einmal auf, was das Geheimnis des Christus war. Zum ersten Mal hörte ich etwas über die Entrückung der Braut Christi. Vorher hatte ich, nachdem ich wiedergeboren war, in der Angst gelebt, durch die große Trübsal gehen zu müssen, um darin erst für den Himmel zubereitet zu werden. Wie befreiend war das, was die Brüder aus dem Wort Gottes schöpften. Ich konnte jedoch nicht verstehen, dass so viele Brüder rauchten. Da konnte es geschehen, dass sie mit brennender Zigarre zur Zusammenkunft kamen, sie ausdrückten, auf der Sohlbank draußen ablegten und sie nach der Stunde sofort wieder zum Dampfen brachten.

Ich sprach einen dieser Brüder daraufhin an. Er versuchte mir klarzumachen, dass wir doch zur Freiheit berufen seien, und vom Rauchen stünde nichts in der Bibel. Ich antwortete darauf: „Ob ihr nun esst oder trinkt oder irgendetwas tut, tut alles zur Ehre Gottes“ (1Kor 10,31). Ich wollte ihn davon überzeugen, dass das Rauchen eine Sucht und damit eine Gebundenheit sei. Das ließ er aber nicht gelten. Er sei frei zu rauchen und es auch zu lassen. Ich fragte ihn, warum die Brüder in Polen denn Raucher ausschließen würden? Er argumentierte, dass sie wohl etwas gesetzlich seien. Schade, dass auch einige der dienenden Brüder diese Freiheit gebrauchten und damit nicht gerade ein gutes Zeugnis waren.

Einen von ihnen schätzte ich sehr. Er rauchte nicht demonstrativ, sondern eher im Verborgenen, um keinen Anstoß zu geben. Er meinte aber auch, dass er Herr sei über den Gebrauch der Zigarette. Ein Magengeschwür machte ihm viel Mühe. Die erste Frage des Arztes war, ob er rauche. Er bejahte das. Er bekam den Rat, um seiner Gesundheit willen damit aufzuhören. Ja, das wolle er auch tun. Die noch halbvolle Schachtel mit Zigaretten steckte er, als er nach Hause kam, in den Ofen. Nach dem Mittagessen hatte er sich immer einen Glimmstängel angesteckt. Da begann der Kampf. Er musste auf die Knie gehen und den Herrn um Kraft bitten, echt frei zu werden. Dass tat der Herr nicht mit einem Schlag. Nein, er ließ ihn erst erkennen, wie gebunden er ans Rauchen war. Jetzt merkte er, dass es doch eine Sucht war, die ihn gefangen gehalten hatte. Nun beugte er sich vor seinem Herrn, auch darum, dass er damit den Geschwistern, denen er diente, kein Vorbild gewesen war.

Am nächsten Sonntag stand er am Ende der Stunde mit Zittern auf. Er führte ungefähr Folgendes aus: „Liebe Geschwister, ich muss

euch heute um Vergebung bitten. Ich bin unter euch kein Vorbild gewesen. Ich habe falsche Freiheit demonstriert. Wegen eines Magengeschwürs war ich beim Arzt. Er hat mir geraten, mit dem Rauchen aufzuhören. Als ich das tun wollte, merkte ich, wie gebunden ich war. Bisher meinte ich frei zu sein, die Zigarette zu gebrauchen, wie ich wollte. Jetzt merkte ich, dass sie mich im Griff hatte. Ich war süchtig. Jede Art von Sucht ist Sünde. Ich bitte euch, mir mein Verhalten zu vergeben. Bitte betet für mich, dass ich frei bleiben kann. Der Feind versucht mich immer wieder.“

Das schlug in der Mitte der Geschwister wie eine Bombe ein. Viele Brüder (Schwestern rauchten damals noch nicht) erkannten, dass auch sie Gebundene waren. Das Zeugnis dieses Bruders war für einige der Anlass, vor dem Herrn um Freiheit zu ringen. Wir sollten uns alle fragen, ob das, was wir tun, wirklich zur Ehre Gottes ist und unser Zeugnis echter Freiheit unterstreicht.

In der Welt habt ihr Drangsal

Wir gehörten zu den weltlich Armen. Mit 54 Reichsmark im Monat mussten wir bei vier Kindern sparsam haushalten. Der Vater führte sorgfältig Buch über Einnahmen und Ausgaben. Wenn die Mutter vom Einkauf kam und dabei eine Mark ausgegeben hatte, zog der Vater die Stirn in Falten. Wir sind als Kinder mit Margarine, Kunsthonig und Magermilch groß geworden. Wenn wir am Abend noch eine Schüssel trockene Haferflocken mit einem Apfel dazu essen konnten, waren wir dankbar. Heutige Ernährungswissenschaftler würden an uns die Rechtfertigung ihrer Ratschläge sehen.

Weil wir so rechnen mussten, suchten meine Eltern natürlich dort einzukaufen, wo es am günstigsten war, und das waren die jüdischen Einkaufszentren in Chemnitz. Sie waren nicht nur viel billiger, sondern es gab auch die Vergünstigung, dass große Einkäufe frei Haus geliefert wurden. Auch das kam uns sehr zugute. Meistens bestellten wir dort einmal im Monat Zucker, Mehl, Reis, Linsen, Bohnen, Gewürze und Gemüse. Auch viele andere Dinge des täglichen Gebrauchs wurden bestellt und wurden zwei Tage später sogar ins Haus gebracht. Doch dann wurden die jüdischen Geschäfte boykottiert. Besondere Spitzel wurden zur Überwachung angesetzt. Natürlich gerieten auch meine Eltern ins Fadenkreuz solcher Schnüffler.

Eines Tages kam hoher Besuch. Der Ortsgruppenleiter der NSDAP stand vor der Tür. Mit dem hatten wir noch nie etwas zu tun gehabt. Als er am Tisch Platz genommen hatte, rückte er bald mit seinem Anliegen heraus. Er fragte uns, ob uns nicht bekannt sei, dass die Juden unser Unglück seien, und ob wir keine Kenntnis von dem Erlass hätten, bei solchen Volksschädlingen nicht einzukaufen. Es sei bekannt geworden, dass wir uns aus solch einer Quelle beliefern lassen würden. Ich war in der Wohnung dabei und lauschte ganz gespannt. Wie würde mein Vater reagieren? Er unterbrach diesen Mann und fragte nach dem Namen des Zuträgers. Der Name wurde aber nicht genannt, weil das in der Sache keine Rolle spiele. Jetzt wurde der Funktionär deutlicher. Er fragte meinen Vater, ob er sich durch sein Tun als Volksschädling erweisen wolle? Uns war bewusst, dass es für Volksschädlinge besondere Lager gab, in denen sie umerzogen werden sollten. Diese Angst und Sorge stand gespenstig im Hintergrund.

Mein Vater holte seine Buchführung hervor und präsentierte sie dem Mann mit der Frage, wie eine Familie mit 4 Kindern mit dem Geld, das ihnen zur Verfügung stand, leben sollte, ohne extrem zu sparen? Er würde weiter dort einkaufen, wo die Preise am günstigsten seien. Außerdem teile er die Meinung nicht, dass alle Juden Gauner seien. Da hatte er den wunden Punkt berührt. Der Ortsgruppenleiter fuhr in die Höhe. Mit zorngefüllten Augen kam es aus seinem Mund: „Wenn wir den Krieg gewonnen haben, werden alle, die so denken wie du, liquidiert!“ Ganz ruhig schaute mein Vater ihn an und erwiderte: „Ja, wenn ihr den Krieg gewonnen habt!“

Der Krieg hatte ja erst begonnen, und es schien von Sieg zu Sieg zu gehen. Sicher stand nun mein Vater auf der Liste derer, die einmal abgeholt werden würden. Vielleicht war der Fisch noch zu klein. Der Krieg wurde nicht gewonnen. Welches Leid hat er über unser Volk gebracht! Als Hitler sich das Leben nahm, tat es auch dieser Ortsgruppenleiter. Viele empfanden dabei eine gewissen Genugtuung. Er hatte Angst und Sorge verbreitet. Viele Gläubige sahen ihn als ein Werkzeug, das mithalf, das Wort des Herrn zu erfüllen: „In der Welt habt ihr Bedrängnis“. Doch damit schloss der Herr nicht, Er fügte hinzu: „... aber seid guten Mutes, ich habe die Welt überwunden“ (Joh 16,33).

Entmutigen oder Ermuntern?

Aus einem anderen Gemeindeumfeld kommend, war der junge Bruder durch seine Braut und spätere Frau zur Versammlung gekommen. Anhand des Wortes Gottes prüfte er alle Strukturen, die er in der Gemeinde vorfand und die anders waren, als er es vorher gewöhnt war. Gern übernahm er alles, was er im Einklang mit der

Bibel fand. Sein Herz brannte für seinen Heiland. Vor allem liebte er die Kinder. Da war es kein Wunder, dass er bald in der Sonntagschule mitarbeitete. Wenn er erzählte, war die große Kinderschar ruhig. Das trieb ihn natürlich dazu, noch mehr in der Bibel zu lesen.

Das Thema für die Sonntagsschule am kommenden Sonntag sollte Psalm 1 sein. Er beschäftigte sich die ganze Woche damit. Die Kinder sollten diesen Psalm auswendig lernen. Ihm aber saß der Inhalt nicht nur im Kopf, sondern auch im Herzen. Er schilderte ganz lebendig, wie da ein Mann immer wieder am Radioknopf drehte, um die dort gegebenen Ratschläge fürs Leben zu hören. Dann versuchte er, ein Kind gläubiger Eltern, diesen Ratschlägen zu folgen, zuerst mit schlechtem Gewissen, und schließlich stand er auf dem Weg der Gottlosen; und es dauerte nicht lange, da saß er mitten unter ihnen und hielt ihr Tun und Verhalten für richtig. Draußen vor dem Fenster stand ein schöner Birnbaum mit einer Fülle saftiger Birnen. Auf diesen zeigte er. Dann brachte er einen Beutel Spreu zum Vorschein und zeigte ihn den Kindern. Er fragte sie, was man damit anfangen könnte. Ein Junge fand es schnell heraus: „Verbrennen!“ So wurde ihnen der Unterschied zwischen Weizen und Spreu gut bewusst. Auch legte er ihnen ans Herz, die Bibel zu lesen und sich nach dem auszurichten, was dem Herrn Jesus gefällt.

Nach der Sonntagsschule kamen am Nachmittag dann alle anderen Geschwister zur Versammlung zusammen. Es war eine schöne, große Schar von Gästen und Geschwistern, die sich eingefunden hatte. Bei solchen Zusammenkünften war nach 1. Korinther 14 Raum, dass sich zwei oder drei beteiligen konnten. Da wurde auch der Dienst am Wort nicht eingeteilt. Es waren genügend Brüder anwesend, die sich zu einem Dienst gebrauchen lassen konnten.

Auch achteten die Brüder auf das vorgeschlagene Lied und das freigesprochene Gebet: Machte der Herr deutlich, was Er an diesem Nachmittag wünschte, dass es gebracht würde? Der Chor trug noch ein Lied vor. In der Regel handelte man nach dem Schriftwort in 1. Korinther 11,33: „Brüder, ... so wartet aufeinander!“

Dann stand ein Bruder mittleren Alters auf und bat, die Apostelgeschichte aufzuschlagen. Jeder hatte seine Bibel dabei. Er las aus Kapitel 3 die Begebenheit von dem Lahmen an der schönen Pforte des Tempels. Dann machte er gute Ausführungen darüber. Nach einer reichlichen halben Stunde setzte er sich. Es waren noch gut 20 Minuten Zeit zu einer Vertiefung oder auch für ein neues Thema. Unserem Bruder kam Psalm 1 in den Sinn. Doch er hatte noch nie in der Versammlung auf diese Weise eine Ansprache gehalten. Als die Pause länger und allmählich peinlich wurde, erhob er sich und trat ans Pult. Er war sich wohl bewusst, dass dieser Psalm ein ganz anderes Thema hatte als das Vorhergehende. Mit zitternden Knien las er Psalm 1 vor. Es fiel ihm schwerer, hier zu reden als vorher zu den Kindern. In 15 Minuten war er fertig. Alle möglichen Gedanken schwirrten ihm danach durch den Kopf. Er versuchte sie im Gebet abzugeben.

Beim Auseinandergehen sprach ihn der Bruder an, der zuerst gesprochen hatte. „Prüf einmal, ob das, was du ausgeführt hast, vom Heiligen Geist war. Es passte gar nicht zu dem Vorhergehenden.“ Das wirkte wie ein Keulenschlag. Nie wieder würde er in dieser Weise aktiv werden. Wie ein geprügelter Hund wollte er sich durch die Tür wegschleichen. Dort aber stand der Bruder, der ihm ein Vater in Christus war. Hatte er auf ihn gewartet? Er wäre ihm am

liebsten aus dem Weg gegangen. Doch es gab nur diesen einen Ausgang.

Der ältere Bruder legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte ihm, dass er sich über die wenigen Worte herzlich gefreut habe. Er habe es heute selbst auf dem Herzen gehabt, wenn Raum gewesen wäre, über Psalm 1 zu sprechen. Er solle das als Wirkung des Geistes Gottes werten. Die Freude, die daraufhin das Herz des jungen Bruders durchzog, ist nicht zu ermessen. Hätte er diese Ermutigung nicht erfahren, hätte er möglicherweise nie wieder den Mut gefunden, in der Versammlung den Mund zu öffnen.

Wir haben einen wunderbaren Herrn, der den Schwachen in ihrer Schwachheit Kraft gibt, damit etwas von der Herrlichkeit sichtbar wird, die nur sein Geist zu schenken vermag.

Ein harmloses Verbrechen

Er war das Küken in unserer Brigade. Nach seiner Armeezeit hatte er, um etwas mehr Geld zu verdienen, angefangen, im Schacht zu arbeiten. Er war strebsam. Um vorwärts zu kommen, hatte er sich als Kandidat für die SED-Partei aufnehmen lassen. In der Partei organisiert zu sein, war der Garant für Aufstieg und Achtung. Ein Mädchen hatte er sich auch schon angelacht. Sie war freilich noch etwas jung, erst 17 Jahre alt. Doch er meinte, dass er mit ihr einmal eine gute und harmonische Ehe führen könnte. Natürlich war er darauf bedacht, dass sie auch attraktiv auftreten könnte. Er verdiente ja jetzt genug, da konnte er helfen, dass sie ausstaffiert wurde. Leider aber gab es in unseren Textilgeschäften nicht das, was sie begehrten. Was gab es nicht für gute Angebote in den Katalogen von Neckermann usw. Heimlich kursierten sie von Hand zu Hand. Ei-

gentlich hätte er als angehender SED-Genosse sie gar nicht in Augenschein nehmen dürfen. Doch die Augen wurden immer wieder davon angezogen.

Als sie einmal miteinander in solch einem Katalog Modenschau hielten, zeigte sie auf einen schicken Pelzmantel. Ihre Augen leuchteten. Das wäre etwas zu ihrem 18. Geburtstag, dachte er. Doch wie sollte er daran kommen. Die Mauer in Berlin war damals noch nicht gebaut. Immer wieder berichteten andere von heimlichen Einkäufen dort. Ob er das einmal versuchen sollte? Wenn er allein führe, wäre das Risiko vielleicht nicht so groß. Aber solch ein kostbares Stück musste anprobiert werden. Sie überlegten lange hin und her. Dann kamen sie zu dem Entschluss, die Fahrt zu wagen. Er hatte ein paar Tage frei. Nach den Aussagen derer, die das schon gewagt hatten, war es kein Problem, nach Ostberlin zu fahren und über die Zonengrenze in den Westteil der Stadt zu gelangen. Und wirklich, es klappte alles besser, als sie es sich gedacht hatten. Ohne Schwierigkeit ließ man sie passieren.

Nun standen sie in einem solchen Geschäft. Da bekamen sie Stielaugen. Ein Exemplar solcher Mäntel war schöner als das andere. Sie konnten sich nur schwer entscheiden. Die junge Dame war in der Ankleidekabine vor dem Spiegel fast nicht wiederzuerkennen. Was für Augen würden die anderen machen, wenn sie diesen Mantel trug! Natürlich konnte sie ihn heute, an einem Wochentag nicht anbehalten. Säuberlich wurde er verpackt und zusätzlich in eine feine Plastiktasche gesteckt. Nun mussten sie noch die Zonengrenze passieren, dann war alles zum glücklichen Ende gebracht. Sie zeigten dort ihren Ausweis: Der DDR-Posten rief sie an: „Moment mal!“ Er wies sie an, zum Kontrollraum zu kommen. Da schlug ihr Herz

schon etwas höher. Jetzt begann eine peinliche Befragung. Man eröffnete ihnen, dass sie sich eines Vergehens gegen das Zollgesetz schuldig gemacht hätten. Das Päckchen mit dem schönen Mantel wurde auf Nimmerwiedersehen abgenommen. Die vorher glückliche Besitzerin wurde, weil sie mit 17 Jahren noch minderjährig war, entlassen. Unser Kollege aber wurde verhaftet. Das gab bittere Tränen. Sie musste allein nach Hause fahren. Er wurde hierher ins Untersuchungsgefängnis transportiert.

Das Gericht tagte schnell. Ihm wurde die Schwere seines Vergehens deutlich gemacht. Nicht nur gegen das Zollgesetz hatte er sich mit dem Mantelkauf schuldig gemacht, sondern auch eine Minderjährige verführt, den Schutzraum der DDR zu verlassen. Auf viereinhalb Monate Freiheitsentzug wurde plädiert. So setzten es die Richter und die Schöffen fest. Weil er Tischler war, sollte er diese Freiheitsstrafe im Frauengefängnis in Hoheneck bei Stollberg abbüßen und dort arbeiten. So geschah es dann auch. Sein Betrieb wurde davon in Kenntnis gesetzt, und so erfuhren auch wir als seine Kollegen davon. Das sollte natürlich eine abschreckende Wirkung haben. In Wirklichkeit mehrte das den Hass auf solch ein diktatorisches Regime.

Nun hatte der Betrieb ein Problem, und erst recht die Parteigruppe. Konnte der Kollege, wenn er seine Strafe verbüßt hatte, wieder eingestellt werden? Darüber gab es lange Debatten. Natürlich musste eine Missbilligung für solch ein Tun ausgesprochen werden. So konnte auch seinem Wunsch nicht entsprochen werden, dass er Mitglied der SED wurde. Sein Antrag sollte bis zur Wiedervereinigung Deutschlands zurückgestellt werden. Die Sozialisten meinten, ihr Ziel, ganz Deutschland zum Sozialismus zu bekehren, bald er-

reicht zu haben. Dann kam der junge Mann aus dem Gefängnis zurück. Im vertraulichen Gespräch erzählte er, dass er nicht überzeugt sei, eine Sünde begangen zu haben. Sonst aber sprach er nicht davon. Natürlich herrschte die Meinung vor, dass der Todesschuss im Grenzbereich eher als Sünde anzusehen sei als ein Einkauf dort, wo es nicht erwünscht war. Die Lücke zwischen dem, was in Gottes Wort als Sünde bezeichnet wird, und dem, was nach dem heutigen Gesetzbuch geahndet wird, klafft immer weiter auseinander. Doch wir sollten Gott mehr gehorchen als den Menschen!

Nur ein Kinderlied

Gottlos waren meine Eltern nicht. Bei besonderen Anlässen wie am Heiligen Abend gingen sie zur Kirche. Ansonsten übertrieben sie es nicht mit dem Frommsein. Als junge Eheleute gingen sie am Sonntagvormittag lieber in den nahen Wald. Sie meinten, dort in der Stille Gott näher zu sein als solche, die beständig die Kirchenbank drückten. Als wir Kinder nacheinander geboren wurden, ging mein Vater oft allein in den Wald. Wenn er heimkam, brachte er immer etwas mit, zur Pilzzeit einen Beutel Fleischersatz. Wenn die Heidel- und Preiselbeeren reiften, war das mitgenommene Krüglein immer damit gefüllt.

An einem wolkenlosen Sonntag war er wieder unterwegs. Es war Heidelbeerzeit. In einem Waldstück war er fündig geworden. Groß und süß waren die Beeren. Da machte das Pflücken Spaß. Es war ganz still um ihn her. Er hörte nur das Zwitschern einiger Vögel. Ein Specht hämmerte in der Ferne emsig an einem dicken Fichtenstamm. Auf einmal drangen Kinderstimmen an sein Ohr. Kinderstimmen? Suchte eine kinderreiche Familie ebenfalls Beeren? Jetzt

sah er sie den Waldweg entlangkommen. Er versteckte sich hinter einem dichten Strauch. Dort wollte er warten, bis sie vorbeigezogen wären. Er zählte 17 Kinder und 3 Erwachsene. Wohin mochten sie gehören? Was wollten sie wohl in seinem Wald? Nicht weit entfernt machten sie Halt, um auszuruhen. Im weichen Moos ließen sie sich nieder.

Eine Gitarre schlug an, und dann fingen sie an zu singen: „Lasst die Herzen immer fröhlich und mit Dank erfüllet sein, denn der Vater in dem Himmel nennt uns seine Kinderlein.“ Er konnte hinter dem Strauch jedes Wort verstehen. Der tiefe Sinn aber blieb ihm verborgen. Doch er freute sich an den hellen Kinderstimmen. Die Melodie klang noch lange nach, auch als die kleinen Sänger weitergezogen waren.

Am nächsten Tag fragte ihn ein Arbeitskollege im Betrieb bei der Vesperpause, wie er den Sonntag verlebt habe. Er berichtete ihm nicht nur von seiner Beerensuche im Wald, sondern auch von den singenden Kindern. Der Kollege erklärte ihm, dass es die Kinder ihrer Sonntagsschule gewesen seien. Sie hätten einen Ausflug gemacht, und sie würden so gern singen. Der Kollege gehörte zu den Frommen, die sich außerhalb der Kirche noch extra versammelten. Eigentlich hielt mein Vater Abstand zu solchen Frommen. Doch dieser Mann nutzte jetzt die Gelegenheit zu einer Einladung. Während dieser Woche würden jeden Abend Veranstaltungen stattfinden, bei denen ein Männerchor und ein gemischter Chor sängen. Wenn er das Singen so gern höre, würde er ihn abholen und mitnehmen. Eigentlich hatte Vater damit wenig am Hut. Doch er wollte diese freundliche Einladung nicht ablehnen: „Vielleicht morgen einmal, heute passt es mir nicht!“

Nun saß er am nächsten Abend mitten unter den Hörern einer Evangelisation. Ein Männerquartett begrüßte die Zuhörer mit einem sehr schönen Lied. Aber die Predigt! Der Prediger da vorne erzählte genau das, was im Leben meines Vaters schief gelaufen war. Er fand es gemein, ihn so vor allen anderen madig zu machen. Da konnte nur sein Arbeitskollege Zuträger gewesen sein. Solch ein gemeiner Schuft. Dem wollte er es aber geben! Dass es Vergebung für all das gab, was hier als „Sünde“ bezeichnet wurde, nahm er gar nicht mehr auf. Als Erster verließ er den Saal. Von dem Zuträger wollte er sich nicht nach Hause begleiten lassen.

Am nächsten Morgen, noch ehe die Arbeit begann und der andere fragte, wie es ihm gefallen habe, wollte er dessen Scheinheiligkeit entlarven. Er sagte ihm, dass es schuftig von ihm sei, diesem fremden Mann alle seine Schandtaten aufs Brot zu streichen. Da fiel der gute Mann wie aus allen Wolken. Er beteuerte, überhaupt noch nicht mit dem Evangelisten gesprochen zu haben. Vater solle es doch so ansehen, dass Gott ihm den Spiegel vorgehalten habe. Meinem Vater fiel es schwer, das zu akzeptieren. Trotzdem ging er wieder mit und nahm sogar meine Mutter mit, sie sollte beurteilen, was dort gesagt würde. Und sie nahm die verkündigte Botschaft an und bekehrte sich. Am Ende der Woche bekehrte sich auch mein Vater. So schnell hatten wir Kinder neue Eltern bekommen. Wir durften nun auch zur Sonntagsschule gehen und dort die schönen Lieder lernen. Wie freudig haben unsere Eltern dann mit uns gesungen. Was können doch Lieder auslösen, die unseren Herrn zum Inhalt haben!

Getrennt von mir ...

Ein Arbeitskollege war ein echter Gartenfan. Es war erstaunlich, was er alles auf seinem Grundstück anbaute und erntete. Das Prunkstück seines Gartens war sein Gewächshaus. Seltene exotische Pflanzen und Früchte zog er dort. Es war eines der ersten Gewächshäuser hier in der Nähe, das eine automatische Lüftung besaß. Wenn es zu heiß wurde, öffneten sich die Fenster automatisch. Er lud uns immer wieder ein, sein Gartenhaus zu besichtigen. Jedes Mal musste man über seine Findigkeit staunen. Wenn andere gerade erst gepflanzt hatten, brachte er schon die ersten reifen Früchte mit. Ging das alles mit rechten Dingen zu? Er zog und veredelte seine Gurkenpflanzen selbst. Wenn man sonst die ersten Gurkenpflanzen kaufen konnte, blühten sie in seinem Gewächshaus schon.

In einem Frühjahr, ganz zu Anfang, brachte er einmal eine große Gurke mit und meinte, die habe er schon geerntet. Es würden noch mehrere solcher Prachtexemplare in seinem Gewächshaus hängen. Der Glaube einiger Kollegen reichte nicht aus, das für wahr zu halten. Sie sagten ihm, dass sie das prüfen wollten. Am arbeitsfreien Samstag wollten sie ihn besuchen und dies Gurkenwunder sehen. Und sie kamen. Stolz führte er sie in seinen Garten.

In der vergangenen Nacht war es ziemlich frisch gewesen. Da konnte er, so sagte er, das Gewächshaus nicht öffnen. Sie könnten die Früchte aber von außen sehen. Und wirklich, da waren vier oder fünf schöne große Gurken zu sehen. Also hatte er doch nicht gemogelt. Einer der Zuschauer, der selbst ein Frühbeet besaß, traute dem allen nicht recht. Er durchdrückte mit seiner Brille fast das Glas der Gewächshauswand. Da entdeckte er, dass die am nächsten hängende Gurke gar nicht an der Stelle hing, wo sie hätte wachsen sollen.

Beim genauen Betrachten sah er einen grünen Faden, mit dem sie angebunden war. Das gab natürlich ein Hallo. Jetzt, nachdem die Täuschung aufgefliegen war, konnten sie auch das Gewächshaus betreten. Alle 5 Gurken waren gekauft und möglicherweise in Spanien gereift. Der Besitzer schnitt sie ab und schenkte sie den Kollegen. Alle taten das als einen gelungenen Scherz ab.

Unser Herr erzählt einmal etwas Ähnliches. Freilich nahm er dabei nicht das Bild einer Gurkenpflanze, sondern das eines Weinstocks (Joh 15). Er kam auf dem Weg zum Garten Gethsemane mit seinen Jüngern im Kidrontal an einigen Weingärten vorbei. Da gab er ihnen eine gute Illustration über wahre Jüngerschaft. Er stellte sich ihnen als der wahre Weinstock vor, und sie wären die Reben. Für Juden, die an ihren Häusern meist Weinstöcke hatten, war das ein vertrautes Bild. Auch wussten sie, dass Gott im Alten Testament den Weinstock als Bild für das Volk Israel gebrauchte. Doch dieses Volk brachte keine genießbaren Beeren. Nun würde ihr Herr diesen Mangel ausfüllen. Er wollte sie dazu gebrauchen, seine Reben zu werden, die viel Frucht brächten. Er musste sie belehren, dass sie das in eigenem Wollen und Tun nicht könnten. Eine Rebe am Weinstock kann nur Frucht hervorbringen, wenn sie am Weinstock bleibt und vom Saft durchströmt wird. Die enge Verbindung zwischen Ihm und den Jüngern würde durch den Heiligen Geist zustande kommen, den Er ihnen senden würde. An anderer Stelle hatte Er ihnen gesagt, dass sie an ihren Früchten erkannt werden würden.

Viele nennen sich Christen. Durch die Taufe oder andere religiöse Gebräuche meinen sie am Weinstock festgebunden zu sein. Doch die Lebensverbindung zu Ihm fehlt. Die angehängten Gurken meines Kollegen wären gar bald verwelkt und ungenießbar geworden.

„Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.“ Wir mögen über diese Geschichte mit den Gurken schmunzeln; wenn es aber um die Rebe am Weinstock des Herrn Jesus geht, ist es bitterer Ernst. „Getrennt von ihm“ bedeutet, ewig verloren zu sein. Wer jedoch an Ihm bleibt, vermag Frucht zu seiner Ehre und zum Segen anderer zu bringen.

Liebe mit allen!

„Meine Liebe sei mit euch allen in Christus Jesus! Amen“ (1. Korinther 16,24). So schrieb der Apostel Paulus am Schluss seines ersten Briefes an die Korinther. Da fragt man sich schon, wie er so etwas fertiggebracht hat. Sicher gab es in Korinth einige Geschwister, mit denen er sich herzlich verbunden fühlte. Doch diese Gesinnung, wie der Apostel sie hatte, war Mangelware unter ihnen. Er musste ihnen bescheinigen, dass sie fleischlich waren. Da gab es Parteiungen unter ihnen, in die sie sogar ihn mit einbezogen hatten, indem er Anführer einer Partei sein sollte. Vehement verwehrte er sich dagegen. Welche Laxheit gab es unter ihnen in Fragen des Sexualverhaltens und der Zucht. Er musste sie einige Male bezüglich der elementarsten Dinge des Glaubens und der Moral fragen, ob sie das denn nicht wüssten. Einige unter ihnen hatten im Blick auf Götzenopfer und damit auf Götzendienst kein klares Unterscheidungsvermögen. Hatten sie seine Belehrungen über die Schöpfungsordnung und die Stellung von Mann und Frau vergessen?

Wenn sie zusammenkamen, schien es große Unordnung zu geben. Ja, er musste ihnen sogar vorhalten, dass sie zum Schlechteren zusammenkamen, sogar bei der Mahlfeier. Der Gebrauch der reichlich bei ihnen vorhandenen Gaben war völlig verschoben; was an letzter

Stelle stehen sollte, hatte höchste Priorität bekommen. Was für eine Verwirrung herrschte unter ihnen im Blick auf die Auferstehung der Toten! Dabei hatte er ein Jahr und sechs Monate alles daran gesetzt, sie zu unterweisen. Sie hatten es nicht für nötig befunden, ihn finanziell zu unterstützen. Und nun schrieb er, dass seine Liebe mit ihnen allen sei. Sogar mit denen, die auch noch seinen Dienst verächtlich machten. Kann man denn so etwas nachvollziehen?

Diese Belehrungen trafen einen Bruder, als er vor kurzem das Wort Gottes hörte. Mit einem Sympathisantenkreis hielt er gut Gemeinschaft. Ein ganzer Teil der Versammlung stand ihm nahe, weil sie eben zur gleichen Versammlung gehörten. Ihm wurde klar, dass er nicht sagen konnte, dass seine Liebe mit ihnen allen war. Gab es da nicht diesen einen Bruder, der ihm sehr im Magen lag? Dieser hatte ihn einmal, und das sogar öffentlich, so beleidigt, dass das immer wieder hochkam, wenn er ihn sah. Das machte ihm vor allem beim Brotbrechen Not, da darin ja die innigste Gemeinschaft zum Ausdruck gebracht wird. Er hatte Not, keinen Hass im Herzen aufkommen zu lassen. Wie lange versuchte er schon, dieses Problem unter die Füße zu bekommen. Alle Anstrengungen aber waren erfolglos geblieben. „Ach“, dachte er, „könnte ich doch nur so handeln wie der Apostel Paulus; woher hat er wohl die Kraft zu seiner Liebe genommen?“

Als er so überlegte, las der Bruder am Pult den Text noch einmal und betonte: „In Christus Jesus!“ Plötzlich machte es bei dem Bruder klick. Ihm wurde bewusst, dass sein eigenes Vermögen und sein bestes Wollen nicht ausreichten, um mit der Liebe lieben zu können, mit der unser Herr uns liebt. Sogar seine Liebe zu denen, die ihm immer wieder ihr Wohlwollen zeigten, entsprach nicht der Liebe,

mit der der Apostel Paulus liebte. Paulus konnte bezeugen, dass er, je mehr er liebte, umso weniger geliebt wurde. Diese Liebe lässt sich eben nicht erbittern, sie rechnet Böses nicht zu! Diese Liebe hat ihren Grund und Urquell in der Liebe Christi. „In Christus sein“ ist der Schlüssel für das neue Leben. In *Ihm* sein bedeutet, in seiner Kraft zu leben. Wer in Christus ist, hat das neue Leben, alles ist neu geworden (2Kor 5,17). Dann lebt jemand in seiner Liebe. Dann bleibt kein Raum mehr für Übelwollen und Hass. Das war sicher auch das Geheimnis dafür, dass der Apostel alle so lieben konnte.

Der Bruder beugte sich still. Er befahl sich dem Herrn an und bat darum, dass ihm erneut bewusst würde, dass er in *Ihm* ist.

Diebe

Wir befinden uns in Südfrankreich. Als Kriegsgefangene sind wir eingesetzt, ein riesiges Staubecken zu bauen. Das schöne Aveyrontal soll zu einem See werden. Im nahen Steinbruch gibt es harte Knochenarbeit für uns. Beim Bau einer Umgehungsstraße schuftet eine ausgemergelte Schar von Gefangenen. Die Wassermassen sollen einmal zur Energiegewinnung genutzt werden. Zunächst wird ein langer Tunnel durch einen Berg entstehen, von wo aus das Wasser aus zwei dicken Rohren einen tiefen Abhang hinabstürzen wird, um im Tal ein paar Turbinen zu betreiben. Die Landschaft dort ist idyllisch schön. Wenn nur der Hunger nicht wäre!

Unser Gefangenenlager war vorher wohl ein großer Stall. Er war natürlich mit Sicherheitsvorrichtungen versehen worden. Um das Gebäude herum war ein dichter Stacheldrahtzaun gezogen worden.

Nachts, wenn wir schliefen, kam alle zwei Stunden ein Posten und kontrollierte, ob wir alle in unseren Doppelstockbetten lagen. Eigentlich gab es keine Möglichkeit zum Ausbrechen. Doch der Hunger macht erfinderisch. Ich schloss lieber die Augen noch fester zu, wenn ich nachts verdächtige Geräusche hörte. Einige Male kamen erzürnte Bauern und meldeten unseren Posten, dass auf ihren Feldern gestohlen worden sei. In unserem Lager wurden sogar Razzien durchgeführt, aber nie wurde etwas gefunden. Bei einem Appell teilte man uns mit, dass die Bauern sich bewaffnet hätten und ab jetzt auf jeden Dieb schießen würden.

Drei Nächte später hörten wir zwei Schüsse fallen. Hoffentlich hatte niemand von uns einen Ausstieg gewagt. Sofort kamen zwei Posten, um zu kontrollieren. Sie fanden alle ihre Schäfchen brav in den Betten liegen. War das blinder Alarm, oder hatte man nur zum Jux oder um uns zu erschrecken, geschossen? Am nächsten Morgen wurde tüchtig darüber gerätselt, was für ein Lärm das gewesen war. Unsere Posten waren offensichtlich peinlich berührt und schwiegen. Wir konnten ihnen nichts entlocken. Als wir weiter an der Umgehungsstraße bauten, erfuhren wir von einer aufgebrachten Bauersfrau, dass ein benachbarter Bauer in der vorhergehenden Nacht ins Spital hatte gebracht werden müssen. Er hatte das Feld, wo er nachts Kartoffeln roden wollte, „verwechselt“ und war vom Besitzer dieses Feldes angeschossen worden, weil der angenommen hatte, dass Gefangene die Kartoffeldiebe seien. Das war für die Franzosen eine ganz peinliche Sache. Den Gefangenen konnte eine gewisse Schadenfreude nicht verübelt werden. Wenn wieder etwas Ähnliches geschah und wir unbewiesen verdächtigt wurden, konnten wir auf diesen nächtlichen Vorfall verweisen.

Der Apostel Paulus musste im Brief an die Römer den Briefempfängern etwas deutlich machen. In Rom gab es die größte Sittenlosigkeit. Schonungslos wies der Apostel darauf hin, dass Gottes Zorn vom Himmel her über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen offenbart werden würde. Dann zeigte er, wie weit solche Menschen von Gott entfernt sind. Ihr Herz ist so verfinstert, dass sie nicht mehr wissen, was Sünde ist und was Gott deshalb missfällt. Was er dann an sexuellen Verirrungen aufführt, ist schändlich zu nennen und wird gleich dreimal als Zeichen dafür genannt, dass Gott Menschen hingegeben hat. Solche sind nicht zu entschuldigen.

Wie leicht und wie gern geht der ausgestreckte Zeigefinger in Richtung solcher Menschen, und es kommt Selbstgerechtigkeit ans Licht. Dann dreht Paulus den Spieß um und schreibt: „Deshalb bist du nicht zu entschuldigen, o Mensch, jeder, der da richtet“. Dann fährt er fort: „... denn du, der du richtest, tust dasselbe.“ Wie oft müssen auch wir uns beugen, weil wir, als wir am Kiosk vorbeikamen, nicht weggeschaut haben bei Bildern, die uns verunreinigen! Den Bauern, der beim Stehlen erwischt wurde, traf das Gericht. Und uns mit unserer Schadenfreude?

Die Wühlmaus

Die Frühlingszeit ist uns die liebste im ganzen Jahr. Wie erhebt es das Herz, die ersten Schneeglöckchen, oft noch aus den letzten Schneeresten, hervorlugen zu sehen. Wie erfreuen uns die ersten bunten Krokusse und der Duft der Veilchen! Wenn der Frost sich aus dem Erdreich zurückgezogen hat, kann mit der Saat begonnen werden. Sorgsam werden die ersten Samenkörner ins Beet

gebracht. Nun muss man warten. Wie unterschiedlich geht oft die Saat auf. Oft muss nachgesät werden, weil es kahle Flecken auf den Beeten gibt. Die Möhren waren diesmal gut aufgegangen. Jedes kleine Samenkorn schien gekeimt zu haben, und das junge Pflänzchen grüßte mit saftigem Grün. Da musste tüchtig verzogen werden, damit nicht eine Pflanze der anderen die Nahrung wegnahm. Die kräftigsten Pflanzen blieben stehen, immer in gutem Abstand zur nächsten. Nur nicht zuviel gießen, damit sich die Wurzeln nach unten ausstrecken und dadurch lange und feste Gemüsefrüchte geerntet werden können. Beim täglichen Rundgang leuchten besonders an diesem Beet die Augen. Wie gut schmeckt der erste saftige Rohkostsalat von diesen Möhren.

Eines Morgens entdeckte ich eine kahle Stelle in einer Möhrenreihe. Wo gestern noch zwei oder drei kräftige Möhren standen, sind nur noch ein paar Löcher im Boden zu sehen. Die Möhren sind mitsamt dem üppigen Kraut verschwunden. Sie können nur heimlich geerntet worden sein. Na, das ist nicht so schlimm. Wenn sie nur geschmeckt haben. Trotzdem muss ein wachsames Auge auf dieses Beet geworfen werden. Zwei Tage später das ähnliche Spiel. Nur hat es diesmal eine andere Möhrenreihe getroffen. Wieder sind nur noch die kleinen Löcher im Beet zu sehen. Gelangen wohl nachts Hasen vom nahen Feld in unseren Garten? Sie hätten aber sicher nur das Kraut abgenagt, denn die Möhren ließen sich nur schwer aus dem Boden ziehen. Als sich in dieser Woche noch einmal dasselbe wiederholte, kam mir der Gedanke, dass es ein zweibeiniger Dieb sein könnte. Brauchte etwa die Enkelin Futter für ihre Meerschweinchen? Vorsichtig fragte ich sie. Eine peinliche Situation. Mit unschuldiger Miene verneinte sie. Am nächsten Tag entdeckte ich eine erneute Lücke

im Möhrenbeet. Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu! Ich hatte gebetet, dass mein Herr mir zeigen möchte, was oder wer diesen Schaden im Garten anrichtete. Ich wollte doch niemand zu Unrecht verdächtigen. Nun untersuchte ich die neuen Löcher im Beet einmal gründlich. Ein Tritt mit dem Gummistiefel zwischen die Reihen, und der Fuß bricht ins unterhöhlte Beet ein. Wühlmäuse waren am Werk und trieben schon Vorsorge für den Winter. Da half nichts, die Falle wurde geholt. Schon am nächsten Morgen war ein wohlgenährter Räuber gefangen und kurz darauf auch der zweite. Für mich ist es nach wie vor ein Rätsel, wie sie so große Möhren mitsamt dem Kraut nach unten ziehen und verschwinden lassen konnten.

Ich war dankbar, dass ich dem Geheimnis auf die Spur gekommen war. Schwer aber war mir, dass ich in meinem Herzen Gedanken gehegt und andere verdächtigt hatte, die so lieb und gut waren. Mir wurde der Ausspruch wichtig, dass das Herz des Menschen arglistig ist (Jer 17,9). Mir blieb nun der schwere Weg, zu meiner Enkelin hinzugehen und sie herzlich um Vergebung zu bitten. Wie gut, dass sie mir vergeben hat und eine Trübung der guten Gemeinschaft verhindert wurde. Die Wühlmäuse aber mussten sterben. Gut, wenn wir ihnen, im übertragenen Sinn, keinen Raum in unserem Herzen geben.

Der Uhrenklau

Nach meiner Verwundung in Russland, als ich noch nicht wieder einsatzfähig für die Front war, wurde ich zu einer Ausbildungseinheit nach Südfrankreich versetzt. Wir wurden in einem ehemaligen Nonnenkloster untergebracht, und jeder von uns hatte eine kleine

Zelle als Schlafplatz. Das war wohltuend für mich. Da konnte ich nach dem Dienst Stille finden. Auch morgens vor dem Weckruf störte mich niemand beim Bibellesen. Echt ein Platz zur Genesung von Leib und Seele.

In diesen Februartagen war nasskaltes, ungemütliches Wetter. In der Nacht hatte es sogar geschneit. Noch lange, bevor das Signal zum Aufstehen ertönte, hörte man die Pfeife des diensthabenden Unteroffiziers: „Alles sofort zum Appell auf den Hof raustreten!“ Was war geschehen? Hatten Partisanen wieder einen Überfall inszeniert? Oder stand sogar eine Verlegung an? Vor Überraschungen war man nie sicher. Schnell in die Klamotten, um dem Befehl Folge zu leisten. Beim Antreten im Hof gab es viele verschlafene lange Gesichter. Unser Kompaniechef, der Spieß und ein Zivilist traten vor uns hin. Komisch, was sollte das bedeuten? Da ergriff der Kompaniechef das Wort: „Kameraden, gestern Abend ist im Geschäft dieses Juwelierhändlers ein Raubüberfall geschehen. Es muss einer von unseren Leuten gewesen sein, denn nur wir tragen ein Enzian auf der Uniform. Wer kann Angaben zu diesem Vorfall machen?“ Keiner rührte sich. Nach längerer Pause sagte er: „Ihr werdet jetzt so lange hier stehen bleiben, bis der Vorfall aufgeklärt ist. Wir werden jetzt alle Unterkünfte durchsuchen.“ Das konnte ja ungemütlich werden. Noch kein Frühstück gegessen, keine Winterkleidung an, mussten wir in Reih und Glied ausharren. Wie würden unsere Quartiere danach aussehen? Die Offiziere und Feldwebel durchsuchten die Räume. Würden sie etwas finden?

Nach fast zwei Stunden kamen sie zurück. Der Spieß hatte eine Liste mit den Namen von Soldaten, die bereits aufgefallen waren. Jeder wurde einzeln aufgerufen, um sich einer Leibesvisitation zu

unterziehen. Man musste diesem Franzosen ja beweisen, dass wir keine Räuber und Banditen waren, wie es die Partisanen darstellten. Oder war der Raubüberfall nur vorgetäuscht, um uns zu provozieren?

Die Kälte hatte von den Füßen her schon den ganzen Körper erfasst. Auch ich kam mir vor wie ein Eiszapfen. Fünf Kameraden waren schon, wie wir es nannten, gefilzt worden. Der nächste wurde aufgerufen. Er war als Angeber bekannt. Von ihm war schon ein Bild im Umlauf, das ihn mit dem Ritterkreuz um den Hals zeigte. Dabei hatte er noch gar keine Front gesehen. Stand er vielleicht deswegen auf der Liste der Verdächtigen? Er musste sich bis aufs Unterhemd ausziehen, alle Klamotten wurden durchsucht. Nichts! Da fiel dem zuschauenden Hauptmann ein Zipfel seines Unterhemdes auf. Er zog ihn nach unten. Der Knoten wurde gelöst, und heraus kamen fünf teure Uhren und ein paar kostbare Ringe. Natürlich erkannte der Geschäftsmann seine Wertgegenstände. Er fand viele Worte des Dankes und zog mit seinem Eigentum froh ab. Von dem Dieb haben wir nie wieder etwas gesehen oder gehört. Hat er wohl sein Leben bei einer Strafkompagnie gelassen?

Er meinte, dass sein Tun verborgen bleiben würde. Haben wir nicht auch oft ähnliche Gedanken? Bald werden wir als Gläubige am Richterstuhl des Christus offenbar werden. Ob da etwa unbereinigte Dinge ans Licht kommen und wir beschämt werden?

Übeldenken

Das Thema der Jugendstunde war „Die Kleidung des Gläubigen“. Der Text zu diesem Thema waren die Verse Kolosser 3,5–15. Das

Gespräch kam nicht recht in Gang. Dennoch wurde festgestellt, dass die alte Kleidung abgelegt werden muss, bevor man die neue anziehen kann. Genau das sagte dieser Text ja: Hurerei, Unreinheit, Leidenschaft, böse Lust und Habsucht sowie Zorn, Wut, Bosheit, Lästerung und schändliches Reden müssen abgelegt sein, bevor die neue Kleidung angelegt werden kann. Dieses Bild leuchtete natürlich allen ein. Aber es wurde auch deutlich, dass einzelne alte Stücke wie festgewachsen sind. Die können auch nicht mit dem neuen Gewand, mit herzlichem Erbarmen, Güte, Demut, Milde, Langmut und vor allem mit Liebe zugedeckt werden. Es setzte ein ernsthaftes Nachdenken ein.

Plötzlich klopfte es an die Tür des Jugendzimmers. Ein älterer Bruder öffnete und brachte eine Jacke. Er entschuldigte sich wegen der Störung. Er zeigte die Jacke, die im damals üblichen Stil zugeschnitten war, und fragte, ob einer der Jungen sie nach der Nachmittagsversammlung hängen gelassen habe oder ob wir vielleicht wüssten, wem sie gehöre. Nein, unter den anwesenden Jungen vermisste niemand eine Jacke. Wir überlegten, wem sie wohl gehören könnte. Der Bruder ließ sie im Jugendzimmer und verabschiedete sich. Nun begann das Rätselraten. Am Nachmittag war ein heimlicher Liebhaber in der Stunde unter dem Wort gewesen. Der hatte solch eine Jacke getragen. Seine Auserwählte war nicht anwesend, so dass wir sie hätten fragen können. Ein findiges Mädels meinte: „Guckt doch mal nach, ob ein Ausweis in der Tasche ist, vielleicht gibt das Aufklärung.“ Ein Griff in die Seitentasche: Ein Päckchen Skatkarten kommt ans Licht. Alle staunen. Ein gläubiger junger Mann mit Skatkarten? In der gegenüberliegenden Tasche befindet sich ein feines Etui mit Zigaretten. Passt Rauchen wohl zum neuen Anzug eines Gläubigen? Das Erstaunen wird noch größer, als aus der Brust-

tasche statt des Ausweises das Bild einer leichtbekleideten Frau zu Tage gefördert wird. Wer hätte das diesem so demütig erscheinenden jungen Mann zugetraut? Die Meinung war einhellig: Wir müssen Elvira warnen! Mit diesem Mann läuft sie ja ins Unglück. Er ist ein Heuchler! Jetzt wurden auch die in der Runde lebendig, die sonst ganz still sind, und gaben ihre Meinung ab.

Es war nicht sicher, dass diesem jungen Mann die Jacke gehörte. Dennoch war er sofort ins Fadenkreuz schlechter Beurteilung geraten. Was würde es geben, wenn er vielleicht schon am nächsten Sonntag wieder hier aufkreuzte? Ja, das war eine lebendige Jugendstunde. Der Jugendleiter unterbrach die Diskussion und führte zu dem Wort zurück, um das es ja gehen sollte. Er führte aus, dass wir ganz schnell bei der Beurteilung anderer dabei sind. Er möchte jetzt aber, so wie es das Wort tut, dass wir an uns und unsere Bekleidung denken. Wir hätten geurteilt, ohne zu wissen, wem die Jacke gehöre. Dabei hätten wir gezeigt, mit welchen alten und schmutzigen Klamotten wir noch angezogen seien. Wir wären so schnell dabei, wenn es darum ginge, von anderen übel zu denken. Mit verschmitztem Lächeln klärte er uns auf, dass die Jacke ihm selbst gehöre. Er habe damit ein Exempel statuieren wollen. Nun trat plötzlich peinliche Ruhe ein. Jeder konnte sich selbst prüfen und dabei erkennen, ob die neue Kleidung an ihm gesehen wird.

Taufwiedergeburt?

Davon, wie ich als Säugling zum Taufbecken unserer Kirche getragen worden war, wusste ich nichts mehr. Wie könnte ich das auch. Ich war doch erst wenige Wochen alt. Während des Konfirmandenunterrichts aber wurde uns die Bedeutung dieser Handlung von

damals erklärt. Wir waren durch die Taufe wiedergeboren worden. Damit gehörten wir also nicht nur der evangelischen Kirche, sondern auch Christus an und durften uns nun „Christen“ nennen. Wie kleine Bäumchen waren wir in das Reich Gottes eingepflanzt, nun kam es darauf an, diese Erwählung festzumachen. Das geschähe durch die Konfirmation. Wir sollten uns auf diesen Tag und diese Handlung gut vorbereiten. Dazu mussten wir einige Lieder von Paul Gerhard auswendig lernen. Wir sollten uns das Lutherische Glaubensbekenntnis und Teile des kleinen Katechismus sowie einige wichtige Bibelzitate fest einprägen, um sie bei der Prüfung aufzusagen zu können. Ja, eine Prüfung vor der ganzen Kirchengemeinde sollte dann zeigen, dass wir würdige Mitglieder wären. Wer wollte da beschämt werden? Damit das nicht geschehe, hatte unser Pfarrer ein Zeichen mit uns vereinbart: Wer die gestellte Frage sicher zu beantworten wüsste, sollte mit den Augen zwinkern. Den würde er dann aufrufen. So würde alles zur Zufriedenheit klappen. Und so geschah es auch.

Meine Patentanten hatten mir den Konfirmationsanzug gekauft. Dunkelblau waren die lange Hose und die schöne Jacke, zusätzlich mit einem weißen Taschentuch in der Brusttasche. Ja, da kam ich mir schon richtig erwachsen vor. Im Anschluss an die Prüfung, die wir natürlich alle bestanden hatten, wurde das Abendmahl gefeiert. Wir Konfirmanden durften zum ersten Mal daran teilnehmen. Der Pfarrer hatte uns zuvor belehrt, dass wir nüchtern erscheinen sollten – also mindestens 2 Stunden vorher nichts gegessen haben –, damit wir würdig wären, durch das Brot und den Wein Christus in uns aufzunehmen. Das würde zur Vergebung der Sünden geschehen. Da lag eine feierliche Spannung auf uns allen. Jeweils zwei von uns wurden aufgerufen zum Altar nach vorn zu kommen. Zusam-

men mit mir wurde der größte Klassenrüpel nach vorn gebeten. Mein Vater hatte mir den Umgang mit ihm verboten. Das gab mir einen Stich ins Herz. Er hatte während des Konfirmandenunterrichts oft nicht nur gestört, sondern sogar gespottet. Und mit ihm sollte ich jetzt darstellen, ein Glied am Leib Christi zu sein, wie es uns der Pfarrer gelehrt hatte? Es war mir sehr ernst damit, dass ich durch die Kindtaufe und die Konfirmation jetzt bei Gott angenommen wäre. Von einer Bekehrung konnte nicht die Rede sein. Was hier geschah, war doch zur Vergebung unserer Sünden. Das verkündigte der Pfarrer als bevollmächtigter Diener der Kirche. Es war eine sehr feierliche Zeremonie. Da glitzerten sogar Tränen in manchen Augen.

Am Schluss stand die ganze Kirchengemeinde wie zum Spalier auf. Wir liefen immer zu zweit dem Ausgang zu. Erst dort sollte die Gratulation erfolgen. In meiner gehobenen Stimmung stieß mich mein Nachbar an, mit dem ich eben noch am Altar gekniet hatte. Er zog eine höhnische Fratze und lachte. Nur ein Wort kam über seine Lippen: „Theater!“ Das riss mich wie aus allen Wolken. „Und dem sind eben die Sünden vergeben worden?“, dachte ich. Einige Jahre später ist mir aufgegangen, dass ich an diesem Tag durch diese Handlung kein Christ wurde. Kein Ritual führt Menschen aus der Verlorenheit heraus, sondern allein unser Herr Jesus Christus, und das durch sein vergossenes Blut am Kreuzesstamm. Wie dankbar bin ich, das nun glauben zu dürfen.

Was bringt es?

Er war gerade 18 Jahre alt geworden. Seine Lehre als Tischler hatte er gut abgeschlossen. Als Handwerksgehilfe zu arbeiten, bereitete

mehr Vergnügen, als Lehrling zu sein. In der Werkstatt arbeitete ebenfalls ein Gläubiger. Er war kein eingeschriebenes Kirchenmitglied, sondern besuchte die Zusammenkünfte einer lebendigen Gemeinde hier am Ort. So ergab sich während der Arbeit manches gute Gespräch über den Glauben. Eines Tages brachte der gläubige Kollege Einladungen zu interessanten Vorträgen in der Gemeinde mit. Alle nahmen sie entgegen, doch nur der junge Geselle versprach zu kommen. In seiner Kirche, zu der er durch die Kindertaufe gehörte, war er seit seiner Konfirmation, außer zu den Christmetten an Weihnachten, nicht mehr gewesen. Zu Hause hörte er auch nichts von Gottes Wort, wie würde er wohl die verkündigte Botschaft aufnehmen und darauf reagieren?

Sein Kollege holte ihn ab. Der große Saal war schon gut gefüllt, als sie dort ankamen. Er staunte darüber, dass so viele Männer anwesend waren. Er hatte immer gehört, dass Religion Frauensache sei. Noch mehr staunte er, als er viele Dorfleute sah, die er hier nie vermutet hätte. Zuerst wurde ein Chorlied gesungen. Der Text war gut zu verstehen, und auch die Melodie ging zu Herzen. Nach einem kurzen freien Gebet stand der Redner auf und trat ans Pult. Er las ein kurzes Bibelwort von der Liebe Gottes vor, in der Er das Verlorene sucht. Dann machte er Ausführungen, die dem jungen Mann ganz neu waren: Alle Menschen wären los von Gott, also gottlos, und damit verloren. – Das traf doch nur für die Heiden zu, die nicht getauft waren. Seine Eltern hatten ihn doch zum Taufbecken in der Kirche getragen, da war er doch Christ geworden. – Nun zeigte der Redner den einzigen Weg zurück zu Gott. Da war der junge Mann ja gespannt. Der Prediger machte eine Denkpause. Mit strahlendem Gesicht nannte er nicht irgendeine Sache, sondern einen Namen: „Jesus Chris-

tus“. Dann zitierte er ein Wort aus der Bibel: „Niemand kommt zum Vater als nur durch mich.“ Dann zeigte er die Liebe Gottes, die im Sohn Gottes sichtbar geworden ist. Gott gab Ihn dahin ans Kreuz, damit Er unser Sündentilger würde.

Das gab Stoff zum Nachdenken. Auch am zweiten Abend ging er wieder mit. Der Prediger sprach über den reichen Jüngling und machte deutlich, wie man am ewigen Leben vorbeileben kann. Nein, das wollte dieser Schreiner geselle nicht. Sein Herz begann sich für die Botschaft zu öffnen. Als der Prediger am dritten Abend das Gleichnis vom verlorenen Sohn und dessen Heimkehr schilderte, wie einer nur beim Vater glücklich sein kann und wie Heimkehr zu Ihm geschieht, entschloss er sich, auch zu Gott zu kommen. Er betete in seinem Herzen, wie es auch dieser Sohn getan hatte. Freude zog in sein Herz ein.

Die Eltern hätten lieber gesehen, wenn er an diesem Abend zu Hause geblieben wäre. Die Mutter hatte nämlich Geburtstag, und es waren einige Gäste anwesend. Als er heimkam, saßen sie noch alle in froher Runde beisammen. Man fragte ihn, wo er sich an Mutters Geburtstag bisher aufgehalten habe. Da berichtete er offen von dem, was er gehört und erlebt hatte. Mit freudigem Eifer wiederholte er, was der Evangelist vorgestellt hatte. Nahm er gar nicht wahr, wie sich die Lippen einiger Gäste spöttisch verzogen und wie die Gesichter seiner Eltern vor Scham rot wurden? Bald brach ein richtiges Gelächter wegen der Naivität dieses Jungen los. Er stand auf und ging in sein Zimmer. Dort kamen ihm die Tränen. Was sollte er tun? Hätte er nur gebetet. Er hatte in diesen drei Tagen viel gehört. Ihm war bewusst geworden, dass ein Leben auf der Seite des Heilandes ein lohnendes Leben sei. Dafür aber Spott zu tragen, schien ihm das Opfer doch zu

groß zu sein. Außerdem würden das seine Eltern nicht verstehen. Es war besser, erst einmal Abstand zu nehmen. Später, wenn er alt wäre, könnte er ja wieder über diese Sache nachdenken.

Auf Wunsch des Vaters trat er in die SED ein. Was hätte ihm wohl der Glaube gebracht? Diese Partei aber eröffnete ihm die Chance, emporzukommen. Das würde ihm Achtung und Ansehen einbringen. Doch in seinem Herzen blieb ein Stachel sitzen. Mehr als zehn Jahre später berichtete er einem Gläubigen in einem vertrauten Gespräch von dem, was er erlebt hatte, und seinen weiteren Werdegang. Glücklicher war er jedenfalls nicht geworden. Dann kam die Wende. Die Partei hatte abgewirtschaftet, und alle erworbenen Privilegien galten nichts mehr. Im Blick auf die Ewigkeit hat er alles verloren. Ehre von Menschen und irdischer Besitz bringen nichts, was ewig Wert behält. Nur was unser Herr und Heiland gebracht hat, gibt echte Lebenserfüllung, und das für alle Ewigkeit.

Jung geblieben

Was es so alles in dieser Welt gibt! Da möchten Jugendliche alt aussehen und lassen sich deshalb Flaum als Bart wachsen, es gibt aber auch Altgewordene die es nicht akzeptieren, ein Großmütterchen zu sein. Zu Letzteren gehörte auch Grete. Eigentlich hieß sie Margarete; so stand es im Familienstammbuch. Ihr gefiel es, wenn man sie mit dem Namen ihrer Kindheit und Jugendzeit rief. „Margarete“ klang ja so alt! Obwohl sie in das Alter gekommen war, wo sie schon Großmutter sein konnte, war ihr solch eine Bezeichnung zuwider. Hatte sie wohl deshalb nicht geheiratet, um dem zu entgehen und so jung zu bleiben?

Während ihrer Arbeit im Büro erschien sie immer in gepflegtem Äußeren. Sie kleidete sich entsprechend dem neuesten Modetrend für Jugendliche. Mal trug sie Mini, mal ein langes Kleid. Natürlich war sie auch die Erste, die Hosen trug.

Wie mag sie erschrocken sein, als sie die ersten weißen Haare bei sich entdeckte. Als das Ausreißen dieser Altersanzeiger nicht mehr reichte, musste Farbe her. So blieb ihr Kopf immer jugendfrisch. Bei den ersten Falten in der Haut ließ sie es sich viel kosten, Wässerchen und Salben zu kaufen, um solche Altersübel zurückzuhalten. Ach, hätte sie nur gesehen, wie sich die anderen hinter ihrem Rücken lustig machten. Um jugendlich schlank zu bleiben, hatte sie anscheinend nicht mehr Nahrung zu sich genommen als der Kanarienvogel, den sie sich hielt.

Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte sie wohl nie aufgehört zu arbeiten. Der Betrieb aber musste Arbeitskräfte einsparen. Da waren es natürlich die Rentner, die auf der Liste obenan standen. Sie hörte das Wort „Rentner“ nicht gern, wenn es auf sie bezogen wurde. Das betraf ja eigentlich alte Leute. Sie aber war doch jung geblieben. In der freien Zeit ging sie nun viel spazieren, um dabei auch ihre Jugendlichkeit zur Schau zu stellen. Man sah ihr nicht an, dass sie mittlerweile die Grenze von 75 Jahren überschritten hatte.

Auch heute hatte sie sich wieder schick gemacht. Das Haar leuchtete violett. Die Nägel an Füßen und Fingern hielt sie noch einen Schein dunkler. Es waren keine Ohringe, sondern richtige Ohrgehänge, die in der Sonne silbern glänzten. Der Teint ihrer Haut war mit Puder und Schminke geziert, so dass kein Runzel oder Flecken sichtbar wurde. Die Lippen leuchteten rot, wie mit Kirschblut ge-

tränkt. Der Anzug rundete das Bild einer Junggebliebenen ab. Es war ja Sommer. Die kurze Damenhose war in Mode gekommen. Dazu ein Shirt mit englischer Aufschrift.

Ein paar Jungs lagen schon auf der Lauer. Für sie war es der größte Spaß, die jugendliche Oma zu sehen. Nun kam sie mit ihren Stöckelschuhen an dem Busch vorbei, hinter dem sie sich versteckt hatten. Hatte sie das Loch im Straßenbelag nicht gesehen? Mit einem ihrer Stöckelschuhe knickte sie um und hätte vor Schmerz schreien können. Die Jungs aber konnten sich das Lachen nicht verkneifen. Das traf sie wie ein Peitschenhieb. Nur gut, dass ihr ein Landwirt mit seinem Traktor zu Hilfe kam. Er hielt an und sprang von seinem Gefährt: „Moment, Oma!“ Er fasste sie unter den Armen und half ihr, sich aufzurichten: „Wie können Sie nur mit solchen Latschen und in solcher Aufmachung unsere schöne Natur verschandeln! Sie sind doch keine 20 mehr!“ Das traf sie noch härter als das Gelächter der Jungen. Der Bauer schimpfte die Jungs aus: „Lasst man die alte Oma in Frieden, wer weiß, wie komisch Ihr in solch einem Alter werdet.“ Nun reichte es ihr aber: „Ich bin keine alte Oma! Danke für Ihre Hilfe! Jetzt komme ich allein zurecht!“ Humpelnd trat sie ihren Heimweg an und wurde so jugendlich nie mehr gesehen.

Wenn die Heilige Schrift davon spricht, dass sich unsere Jugend erneuert wie die des Adlers, dann ist damit der innere Mensch gemeint. Die äußere Hülle aber ist dem Zerfall preisgegeben. Ganz neu und herrlich wird unser Leib erst nach der Entrückung in den Himmel. Da brauchen wir keinen irdischen kosmetischen Putz mehr. Nein, Christi Herrlichkeit strahlt dann aus uns und macht uns schön. Sollte nicht schon jetzt mehr davon an uns zu sehen sein?

Suse

Suse war nur 11 Tage älter als ich. Es war, als hätten meine Mutter und ihre Schwester Olga einen Wettbewerb gemacht. Es hieß, dass Mädels neugieriger seien und von daher eher zur Welt kämen. Hier schien sich dieser Spruch zu bewahrheiten, denn die Ärzte hatten den gleichen Geburtstermin errechnet. Wir wohnten parterre, Tante Olga in der Oberstube. Nach unser beider Geburt waren wir nun zu fünf Kindern im Haus. Wir vertrugen uns gut. Am besten verstand ich mich mit Suse, denn wir gingen miteinander zur Schule und in dieselbe Klasse. Sie besuchte auch zusammen mit den anderen Geschwistern die Sonntagsschule. Deshalb, und vor allem, weil wir nicht mit zu den Hitlerpimpfen gehen durften, gehörten wir im Dritten Reich zu den Außenseitern.

Kurz bevor der Krieg begann, verließen wir mit 14 Jahren die Schule. Ich wäre gern Gärtner geworden, fand aber keine Lehrstelle. Nach langem Suchen blieb nur noch die Möglichkeit, in einer nahen Strumpffabrik zu arbeiten. Meine Cousine ging zu einem Bauern, um dort ihr Landjahr zu machen, später blieb sie dort als Magd. Leider ging sie nicht mit zur Jugendstunde. Sie musste immer das Vieh füttern und versorgen, wenn wir als Jugend zusammenkamen. So entstand allmählich eine Entfremdung zwischen uns. Ich wurde sehr früh eingezogen, zuerst zum Arbeitsdienst und anschließend zur Armee. Ab und zu kam Post von ihr, dann aber war Sendepause.

Von meinen Eltern bekam ich einmal die Nachricht, dass Suse inhaftiert und zu zwei Jahren Haft verurteilt worden sei. Die Suse, die so gut, so hilfsbereit und so tüchtig war!? In was für Sünde sollte sie geraten sein? Es wollte mir nicht in den Kopf, dass sie in irgendein

Verbrechen verwickelt sei. Im Brief wagten die Eltern mir nichts Näheres mitzuteilen, weil Briefe höchstwahrscheinlich kontrolliert wurden. Erst während eines Urlaubs erfuhr ich Näheres. Wie leid tat mir Suse! Meine Eltern und ihre Mutter berichteten mir, dass sie sich eines „Verbrechens“ schuldig gemacht habe.

Bei dem Landwirt, wo sie arbeitete, war ein Ostarbeiter zwangsverpflichtet worden. Es gab strenge Anweisungen, solche Arbeiter wie Sklaven zu behandeln, weil sie nicht arischer Rasse waren. Nur das Nötigste durfte man mit ihnen sprechen. Am Tisch durfte der junge Mann nicht mit den anderen zusammen essen. Er bekam nur so viel, dass er überleben und arbeiten konnte. Der Mann tat Suse von Herzen leid. Sie sah in ihm auch einen Menschen. Wenn sich eine Möglichkeit bot, steckte sie ihm etwas aus der gut gefüllten Speisekammer zu. Dann leuchteten seine Augen, wenn er spürte, dass nicht alle ihn hassten. Er suchte natürlich, sich dafür dankbar zu erweisen. Bei der schweren Arbeit, die Suse oft verrichten musste, half er bereitwillig mit. Das ärgerte die anderen. Als dann jemand sogar sah, dass sie ihm etwas vom übriggebliebenen Abendbrot zuschob, war die Butter braun. So etwas wurde als Staatsverbrechen angesehen. Schon am nächsten Tag wurde sie abgeführt und kurz danach zu zwei Jahren Haft verurteilt. Er wurde ebenfalls abgeholt; niemand wusste, wohin. Beim Prozess unterschob man Suse, sie habe sexuell mit ihm zu tun gehabt. Sie hätte Blutschande getrieben. Sie hat das immer verneint. Doch das hat ihr Leben zum Negativen verändert. Sie konnte nicht mehr an die Liebe Gottes glauben. Wohl tat sie anderen viel Gutes. Vor kurzem ist sie abgerufen worden. Ist der Same des Evangeliums noch aufgegangen, der ihr als Kind ins Herz gelegt worden ist? Der Herr weiß es.

Tatü, Tata!

Es erscheint mir jetzt selbst wie ein Traum, dass ich für eine Zeit Feuerwehrmann gewesen sein soll. Das geschah aber eher gezwungenermaßen. Es war Pflicht geworden, dass jeder Jugendliche in der Hitlerjugend sein sollte. Auf Anraten meines Vaters hatte ich mich geweigert mitzumachen. Was hatte ich da nicht alles auszustehen. Ein Freund aus der Berufsschule riet mir, doch wenigstens der Jugendfeuerwehr beizutreten. Sie sei der Hitlerjugend gleichgestellt, und ich würde so dem politischen Druck entgehen. Den Vorschlag fand ich gut. So meldete ich mich bei der Feuerwehr. Wir lernten dort manches Gute: verschiedene Knoten zu binden, den Einsatz der Spritztechnik bei Feuer, das Abseilen von hohen Häusern usw. All das machte mir Spaß. Doch es gab ein anderes Übel: das Löschen, wenn es in der Kehle brannte. Dazu wurde eine Übung angesetzt, und man wusste nie, wie sie endete.

Dienstags war meist Ausbildungstag. An einem solchen Tag hieß es: „Ausrücken zur Löschübung.“ Der Einsatz sollte in einer Entfernung von 3 km stattfinden. Die Fahrzeuge rückten aus. Eine Gastwirtschaft war das Brandobjekt. Die Übung, das „Feuer“ dort zu löschen, war in kurzer Zeit vergessen. Jetzt sollte erst das rechte Löschen beginnen, und zwar der Durst der Kehle. Ein Fass Bier war schon bereitgestellt. Der Gastwirt hatte es wohl gespendet. Das brachte mich in große Not. Meine Vorfahren väterlicherseits waren Alkoholiker gewesen. Mein Vater war durch seine Bekehrung von dieser Gebundenheit frei geworden. Er hatte uns Kindern ans Herz gelegt, den Genuss von alkoholischen Getränken zu meiden. Und das hatte ich mir auch vorgenommen. Als man mir einen Maßkrug voll Bier auf den Tisch stellte, schob ich ihn weiter und bat um ein Glas Selterswasser. Ein ungläubiges Staunen der anderen Kamera-

den und ein spöttisches Lachen des Gastwirts folgten. Er schob mir den Maßkrug wieder hin.

Dann ging ein Spotten und Lästern los. Was sollte ich da tun? Nach kurzem inneren Kampf stand ich auf und verließ das Saufgelage. Ich musste fast 4 km bis zu unserer Wohnung laufen. Ich ging den Weg mit entlastetem Herzen. Später verriet mir einer, dass es die Absicht der alten Hasen gewesen sei, die jungen Küken ihrer Feuerwehr einmal richtig einzuseifen. Diesen Spaß hatte ich ihnen vermiest. Ich weiß nicht, was geworden wäre, hätte ich hier mitgemacht. Mochten sie danach hänseln und spotten, bei mir löste das eher Freude aus, weil ich um des Namens meines Herrn und Heilandes willen so gehandelt hatte.

Um das Alkoholproblem gab es schon manche Diskussionen auch unter Gläubigen. Die einen sagen, dass wir zur Freiheit berufen seien und von daher auch frei seien, uns am Genuss eines Glases Wein zu erfreuen; außerdem habe Paulus sogar seinem jungen Mitarbeiter geraten, immer einmal etwas Wein zu trinken. Dabei sollte man jedoch bedenken, dass Wein da als Arznei gebraucht wurde. Martin Luther hat eine Stelle der Bibel in seiner drastischen Sprache so übersetzt: „Saufet euch nicht voller Wein, woraus Ausschweifung folgt!“ Wenn wir die Statistiken über Alkoholsüchtige lesen, sollten wir uns Gedanken machen, ob Abstinenz nicht das Beste wäre. Wie viele Verkehrsdelikte und Verbrechen werden in betrunkenem Zustand begangen. Ja, wir sind zur Freiheit berufen, aber wir sollten sie nicht für das Fleisch gebrauchen. Daniel lehnte als Gefangener den Alkoholgenuss ab. Und wie hat Gott ihn gesegnet.

Onkel Otto

Eigentlich war er gar nicht unser richtiger Onkel. Er war der Mann von Tante Liese, einer Schwester meines Vaters. Der richtige Onkel Otto war Vaters ältester Bruder, ein großer, kräftiger Mann. Zu ihm schauten wir Kinder besonders ehrfürchtig auf. Er war nämlich Lokführer bei der Eisenbahn. Doch mir geht es jetzt um den anderen Onkel Otto. Mein Vater war das jüngste Kind von 11 Geschwistern. Die Familie war eine ganz normale Familie, bürgerlich unbescholten, bis auf einige Alkoholprobleme, aber das war ja nicht anormal. Mein Vater tanzte erst aus der Reihe, als er sich bekehrte und den normalen bürgerlichen Weg verließ.

Der Zweite in der Familienrunde, der als anormal galt, war eben dieser Onkel Otto. Er war ein völlig überzeugter Kommunist. Wenn man einmal mit ihm zusammen war, suchte er seine Ideologie an den Mann zu bringen. Wenn er sich mit meinem Vater unterhielt, warf er ihm vor, dass das Christentum doch schon so lange existiere und es um die Menschheit noch nicht besser bestellt sei. Das sei doch der Beweis, dass es nichts zur Befreiung der Menschen beigetragen habe. Es seien alles nur leere Phrasen. Wenn der Kommunismus einmal die Weltherrschaft habe, würden echt „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ herrschen. Die Lehren von Karl Marx enthielten das, was die Bibel nicht zu bieten habe. Wir Kinder konnten von den Gesprächen wenig verstehen. Nach solchen Gesprächen betete mein Vater noch intensiver für diesen Onkel Otto.

Hitler hatte bereits die Macht in unserem Land übernommen. Er kämpfte nicht nur gegen die Juden, sondern auch gegen die Kommunisten. Eines Tages kam Tante Liese weinend zu uns. Ihr Mann, der Onkel Otto, war von der Staatspolizei als Staatsfeind

abgeholt worden. War das ein Schreck. Damals wusste kaum jemand, dass es diese furchtbaren KZs gab. Sie waren anfänglich als Umerziehungslager gedacht. Meine Eltern weinten mit Tante Liese und beteten mit ihr.

Es dauerte viele Wochen, bis endlich eine Postkarte als Lebenszeichen kam. Er schrieb nur, dass es ihm gut gehe und sie sich keine Sorgen machen sollten. Jeden Abend schlossen meine Eltern bei der Andacht Onkel Otto ins Gebet mit ein. Langsam wurden schlimme Dinge ruchbar, die in solchen Lagern geschahen. Nach zweieinhalb Jahren tauchte Onkel Otto wieder auf. Abgemagert und menschen-scheu war er geworden. Jedes Wort musste man aus ihm herausquetschen. Fragte ihn jemand nach seinen Erlebnissen, schüttelte er nur mit dem Kopf. Als mein Vater ihn ganz vertraulich einmal fragte, sagte er ihm, dass er darüber nicht reden dürfe. Er habe das unterschrieben. Man habe ihm angedroht, dass er, wenn er nicht schweigen würde, wieder abgeholt würde und seine Heimat dann nicht wiedersähe. Völlig verbittert starb er nur zwei Jahre später an einer Krankheit, die er sich dort zugezogen hatte.

Soviel mir bekannt ist, hat er sich nicht mehr für das Evangelium geöffnet. Onkel Otto hatte nicht auf Fels, sondern auf Sand gebaut. Als die Flut kam, wurde sein ideologisches Gebäude weggespült. Ihm wurde verboten, von dem zu berichten, was er erlebt hatte. Der Feind wünscht, dass auch wir schweigen. Doch wenn wir schweigen, werden die Steine schreien. Nein, wir dürfen frei und froh das weitergeben, was der Herr an uns getan hat. Wir verkünden keine Ideologie, sondern ein wunderbares Evangelium.

Liebe Schwester ...

Du hast eine hohe Sprosse Deiner Lebensleiter erklommen. Die wenigsten Menschen werden 93 Jahre alt. Ist Dir bewusst, wie viel Grund Du hast zu danken, wenn Du auf Dein langes Leben zurückschaust? Es ist so, als wärest Du dabei, einen Berggipfel zu erklimmen. Da wird oft auf einer Plattform einmal Rast gemacht, um ins Tal zurückzuschauen. Was kommt da alles in Erinnerung beim Blick auf den zurückliegenden Weg: der erste sanfte und gefahrlose Anstieg. Dann wurde aus dem Weg nur noch ein Steig, und es galt auf ihm sogar Geröllmassen zu überwinden. Und dann kam oft die Angst, dass man meinte, die Kraft würde nicht mehr ausreichen, die Engpässe und steilen Windungen passieren zu können. Wie gut, wenn dann das Seil eines Bergführers Halt und Sicherheit bot.

Es gab aber auch Augenblicke größter Freuden, wenn sogar in solcher Höhe noch Leben wahrgenommen werden konnte. Die letzten Enziane, die so seltenen Edelweiß und die Alpenrosen in solch üppiger Fülle. Wenn sich dann ein Murmeltier oder in der Ferne ein Gamsbock zeigten, leuchteten die Augen. War es nicht so in Deinem Leben? Es schien gar keine Bergtour zu werden, als Ihr, Du, zusammen mit Deinem lieben Mann, die gemeinsame Reise begonnen habt. Plötzlich aber standest Du wie vor einem unüberwindlichen Berg. Dein Mann wurde eingezogen, und Du bliebst allein zurück. Wie bald kam es wie ein Hagelschlag über Dich, als die Nachricht eintraf: „Gefallen für Volk und Vaterland.“ Du dachtest, es könne nicht weitergehen. Doch es musste weitergehen. Wie viele Engpässe und steile Aufstiege hast Du überwinden können. Als es gar nicht weitergehen wollte, hast Du den Herrn Jesus als Deinen Bergführer angenommen und hängst jetzt an seinem Seil der Liebe. Du hast die

Stimme Deines Herrn gehört, der zu Dir sagte: „Lege nun ab!“ Wie viel Schuld und Sünde konnte am Kreuz abgeladen werden.

Nun schaust Du bei dieser Rast aber auch nach vorn. Wird Dir bewusst, wie steil und beschwerlich der Weg bis zum Lebensgipfel noch werden kann? Manche Sorge möchte dabei Dein Herz beschweren, aber auch das darfst Du alles abwerfen, und zwar auf Ihn, der Dir vorangeht und Deine Sicherheit übernommen hat. Er will, dass Du völlig ohne Lasten die letzten Schritte gehst und so unbeschadet das Ziel erreichst.

Ich denke dabei an meine Soldatenzeit zurück. Ich war bei den Gebirgstruppen. In den Alpen, in den Karpaten und besonders im Kaukasus musste manche Höhe überwunden und in manches Tal hinabgestiegen werden. Wer zum Beispiel auf den höchsten Berg hinaufsteigen sollte, erlebte das ganz anders, als es jetzt an der Hand des Herrn der Fall ist. Das erste Drittel konnte mit einem Fahrzeug bewältigt werden, beim zweiten halfen noch Tragtiere, Gepäck, Ausrüstungen, Proviant und Munition für die auf dem Gipfel stationierten Kameraden zu transportieren. Das letzte Drittel musste jedoch mit eigener Muskelkraft bewältigt werden. Niemand durfte hinaufsteigen, der nicht eine Traglast mitnahm, ob Offizier oder einfacher Soldat. Mancher machte schlapp und kam nicht mehr weiter. Wir aber dürfen *Ihm* all unsere Lasten aufladen, und unser Herr trägt sie für uns. Sollte uns da vor dem letzten Stück unserer Lebensreise bange werden? Er, unser Herr, hat auch Dir versprochen, Dich nicht zu versäumen noch Dich zu verlassen. Du kannst kühn sagen: „Der Herr ist mein Helfer! Ich will mich nicht fürchten!“ Leg nur noch alles bei *Ihm* ab, auch das, was Dich noch belas-

ten möchte und was ohnehin hier zurückbleibt. Dann geht es sich leicht und gut.

Viel Segen und Freude wünschen Dir an diesem Tag
Deine E. und R. Hammer

Betrogenes Vertrauen

War die Neigung zum Diabetes eine erbliche Veranlagung? Die Mutter war daran erkrankt. Die älteste Schwester wurde davon befallen. Nun kam auch die jüngste deshalb ins Krankenhaus. Die Ärzte laborierten und bekamen den Zuckerspiegel nicht in den Griff. Normal sei zwischen 5 und 7 Prozent, meinten die Ärzte; doch bei ihr stieg die Kurve ganz schnell bis 30 hoch. Und das bei strengster Diät im Krankenhaus. Die Ärzte waren ratlos.

Ein guter Bekannter hatte einen Sohn, der in München als Professor in dieser Fachrichtung tätig war. Als er einmal hier in Urlaub war, wandten sie sich an ihn. Er hörte sich alles geduldig an, konnte jedoch ohne Labor und seine Instrumente nichts unternehmen. Er riet aber, dass die Patientin nach München käme, um sich in der dortigen Fachklinik einer Behandlung zu unterziehen. Der Hausarzt schrieb gern die Überweisung aus. Ein Termin wurde vereinbart. Die Tochter, die durch einen Unfall an einer Lymphgefäß-Krankheit litt, sollte ebenfalls dort behandelt werden. Eifrig wurde die Reise vorbereitet. In München waren sie ja beide noch nie gewesen. Nur gut, dass es keine Zonengrenze mehr gab.

Sie beteten vorher, dass der Herr Bewahrung schenken möge, und auch dafür, dass ihnen jemand behilflich wäre. Sie ließen sich mit

einem Taxi frühmorgens zum Chemnitzer Bahnhof fahren, so dass sie von dort aus bis München nicht umzusteigen brauchten. Natürlich hatten sie sich einen Stadtplan von München besorgt. Viel zu früh waren sie am Chemnitzer Bahnhof. Sie wollten sich noch nicht auf den kalten Bahnsteig stellen und stellten daher ihre Taschen am Fleurop-Blumenladen ab. Gleich danach gesellte sich eine junge, freundliche Frau zu ihnen. Bald waren sie mit ihr in ein Gespräch verwickelt. Man fragte sie, wohin die Reise gehe. Als sie München nannten, kam prompt die Antwort, dass das auch ihr Reiseziel sei. Sie sei dort als Krankenschwester angestellt. Als die beiden Patientinnen das Krankenhaus nannten, zu dem sie unterwegs waren, staunten sie sehr, dass die junge Frau dort arbeitete. War das eine Freude! Gott hatte ihre Gebete erhört! Sie wollte ihnen gern behilflich sein bei dieser Reise.

Die Fahrtausweise steckten in der Jackentasche. Die Geldbörse und alle Ausweise waren in der Reisetasche verstaut. Es zog in der Halle. Da begann die Nase zu tropfen. Nun musste ein Tempotaschentuch her. Der Reißverschluss wurde geöffnet und das neue Päckchen herausgeholt und geöffnet. Die junge Begleiterin litt wohl auch an Schnupfen. Sie entnahm ihrer Tasche ebenfalls ein Taschentuch. Da ertönte die Stimme aus dem Lautsprecher, dass der Zug nach München einfahre. Schnell den Reißverschluss zu und auf zum Bahnsteig. Ein Gewühl von Menschen. Dabei verloren sie die Helferin aus den Augen. Zuerst suchten sie den bestellten Sitzplatz. Sie würden die junge Frau auf der langen Fahrt schon wiederfinden. Als der Zug in Regensburg hielt, sah es so aus, als wäre sie unter den Aussteigenden mit durch die Sperre gegangen. Oder war das eine Täuschung?

Ein Getränkewagen fuhr draußen am Abteil vorbei. Ein warmer Kaffee würde jetzt gut tun. Die Tassen wurden gefüllt und hereingereicht. Nun schnell der Griff zur Geldbörse in der Tasche. Doch sie befand sich nicht dort, wo sie hingesteckt worden war. Sie musste weiter nach unten gerutscht sein. Nur gut, dass noch etwas Kleingeld in der Jackentasche war. Anschließend durchwühlten sie die Tasche, doch es war keine Geldbörse zu finden. War das ein Schreck! Sie enthielt ja nicht nur ein paar hundert Mark, sondern auch sämtliche Ausweispapiere. Wo sollte sie nur geblieben sein? War die junge Helferin, die so freundlich und hilfsbereit schien, wohl eine Betrügerin?

Bald standen sie völlig mittellos auf dem Hauptbahnhof. Nur gut, dass die Klinik nicht allzu weit entfernt war. Als sie sie erreicht hatten, wurde natürlich zuerst die Ausweiskarte der Krankenkasse verlangt. Weder der Überweisungsschein noch der Personalausweis waren vorhanden. Was die beiden erzählten, erschien den anderen wie ein Märchen. Sie könnten höchstens eine Privatbehandlung in Anspruch nehmen. Doch auch dazu hatten sie kein Geld. Den Professor, der sie eingeladen hatte, konnten sie nicht erreichen. Es gab bittere Tränen. Was sollten sie tun? Sie hatten nichts als den Rückfahrchein. Also zurück zum Bahnhof und auf den nächsten Zug gewartet. Wie konnte Gott, dem sie sich anvertraut hatten, so etwas nur zulassen?

Spät in der Nacht kamen sie wieder in Chemnitz an. So hoffnungsvoll sie losgefahren waren, so zerschlagen kehrten sie jetzt zurück. Morgen müssten sie sich bei der Polizei melden. Welche Mühe und Kosten waren allein erforderlich, um einen neuen Ausweis zu bekommen. An Schlaf war nicht zu denken. Der Zucker stieg wegen der Aufregung in

schwindelnde Höhe. Als sie versuchten, am Frühstückstisch etwas zu essen, klingelte das Telefon. Eine Reinigungsfirma aus Chemnitz war am Apparat. Sie fragten, ob sie ihren Ausweis und ihr Portemonnaie vermissten. Beim Entleeren der Müllkübel im Bahnhofsgebäude seien den Arbeitern eine Geldbörse aufgefallen. Das sei ein ganz großer Zufall. Sie hätten sie aus dem Müll gefischt und in ihrem Büro abgegeben. Das verschlug meiner Schwester die Sprache. Alles um sie drehte sich. Sie bestellen erneut ein Taxi und fuhren nach Chemnitz. Alles war in der Geldbörse enthalten, außer dem Geld. Für sie war das natürlich der Beweis, dass die angebliche Helferin eine Betrügerin war.

Sie hatten in der Nacht nochmals innig gebetet, dass der Herr sie doch wenigstens die Papiere finden lassen möge. So fanden sie bei allem Schweren doch Grund zum Danken. Der Chef der Abfallfirma versicherte ihnen nochmals, dass das ein großes Wunder sei. Wollte der Herr ihnen damit eine ernste Belehrung geben? Im Wort Gottes heißt es, dass der verflucht ist, der Fleisch zu seinem Arm macht und auf Menschen vertraut. Im Gegensatz dazu heißt es: „Gesegnet ist der Mann, der auf den HERRN vertraut und dessen Vertrauen der HERR ist!“

Abschied

Sie hatte ihr 97. Lebensjahr vollendet. Da wollten wir sie doch besuchen. Von den 10 Kindern der Familie lebte nur noch sie als Älteste und meine liebe Frau als Jüngste dieser gesegneten Kinderschar. Alle haben zum Herrn Jesus gefunden. Das war sicher die Frucht der Gebete der Eltern. Konnte sie wohl an diesem Sonntag noch einmal mit zur Versammlung am Ort gehen? Das war für sie ganz selbstverständlich. Wie freute sie sich über diesen Besuch, aber auch da-

rüber, noch einmal im Kreis der Geschwister der Versammlung Gemeinschaft ausdrücken zu können.

Die Geschwister mussten manche Geduld mit ihr haben. Sie hörte nämlich trotz Hörgerät ziemlich schwer. Manchmal war sie ungehalten, wenn ein Bruder so leise redete, als wolle er seiner Frau im Schlafzimmer ein Geheimnis verraten. Die 250 Lieder des Liederbuches kannte sie fast alle aus dem Kopf. Wenn eins angestimmt wurde, sang sie laut und kräftig mit, so dass sie die anderen fast aus dem Takt brachte. Aber sie sang mit dem Herzen. Ihre Augen strahlten, noch einmal inmitten der Geschwisterschar sein zu können. Wir dachten, dass ihr zwei Stunden zu viel werden würden, und hätten sie nach der Mahlfeier wieder zurückgefahren. Daran war jedoch kein Gedanke. Sie war auch noch so fit und lebendig, dass sie das Wort Gottes aufnehmen konnte. Noch ein Lied am Schluss. Abschließend betete ein Bruder.

Als das Körbchen zur Sammlung durch die Reihen ging, stand sie plötzlich auf. Nachdem es ganz still geworden war, sagte sie: „Liebe Geschwister! Ich bin heute das letzte Mal unter euch gewesen. Der Herr Jesus nimmt mich weg. Ich möchte euch ganz herzlich danken, dass ihr so viel Geduld mit mir gehabt habt. Auch für alle erfahrene Liebe danke ich noch einmal!“ Sie machte eine Pause, weil sie sehr bewegt war. Dann fuhr sie fort: „Bald sehen wir uns alle im Himmel wieder.“ Alle gaben ihr zum Abschied die Hand. Einige meinten jedoch, dass dieser Abschied noch nicht der letzte sei. Sie sei noch so gesund und sehe so frisch aus, sie würde ihren hundertjährigen Geburtstag noch erreichen. Doch darin hatten sie sich getäuscht.

Drei Tage später rief uns ihre Schwiegertochter an, dass Klara krank geworden sei und sich gelegt habe. Vielleicht habe sie einen kleinen Schlaganfall erlitten oder was immer es auch sei. Die Schwiegertochter meinte, es könne schnell mit ihr zu Ende gehen, sprechen könne sie fast nicht mehr. Sie habe aber unsere Namen genannt. Da gab es kein Zögern. Sofort machten wir uns auf den Weg zu ihr. Nur gut, dass einer unserer Söhne Zeit hatte und uns fahren konnte. Friedlich lag sie in ihrem Bett. Ihre Augen strahlten. Sie wollte uns noch vieles erzählen, doch wir verstanden es nicht. Nur das Wort „Heim! Heim!“ war herauszuhören. Sie zeigte nach oben. Wir lasen mit ihr Psalm 121. Als wir lasen: „Der HERR wird behüten deinen Ausgang und deinen Eingang“, nickte sie mit dem Kopf und drückte die Hand meiner Ruth. Sie hatte es verstanden. Wir konnten ihr nochmals übers Haar streichen. Würden wir sie hier wiedersehen?

Schon am nächsten Tag klingelte das Telefon: Sie hatte ihr Ziel erreicht. Ganz ruhig war sie eingeschlafen. Für ihre Beerdigung hatte sie selbst alles vorbereitet: den Text aus dem Römerbrief, die Lieder, die gesungen werden sollten, auch hatte sie den Bruder bestimmt, der den Dienst tun sollte. Ihre Wünsche konnten erfüllt werden. Die Beerdigung wurde ein Zeugnis der Gnade und Barmherzigkeit unseres Gottes. Bald werden wir sie am Ziel bei unserem Herrn wiedersehen.

Alte Möbel

Kurz nach der Wende kamen immer wieder Leute an die Tür, die Altmöbel aufkauften. In unserer Unwissenheit haben wir manches

kostbare Stück abgegeben, das diesen Leuten reichen Gewinn brachte. Damals war ja das Angebot von Neumöbeln aus dem Westen so groß. Mit Stielaugen wurde in all den Katalogen geblättert. Wenn der Geldbeutel es erlaubte, richtete man sich neu ein. Da war man froh, das alte Mobiliar auf diese Weise entsorgen zu können und sogar noch etwas dafür zu bekommen.

Es mag wohl viele ehrliche Händler gegeben haben, aber es gab auch rüdidige Schafe. Das erlebte ein junges Ehepaar in unserem Dorf. Sie waren dabei, ihre Wohnung zu renovieren. Dabei musste die Wohnstube völlig ausgeräumt werden. Sie hatten, als sie heirateten, von ihrer Oma, die inzwischen heimgegangen war, einen großen Teil des Mobiliars übernommen. Alles war noch sehr gut erhalten. Ja, alte Möbel wurden sogar wieder wertvoller. Warum sollten sie also die neuen Leichtbaumöbel kaufen? Hier war noch echtes Holz bei der Fertigung verwendet worden. Die Oma hatte Acht gegeben, dass die Möbel nicht von Würmern angefressen wurden.

Sie brauchten einen neuen Fußbodenbelag. Dazu gab es sehr billige Angebote. Heute waren sie deshalb unterwegs. Sie hatten ihre Möbel im geräumigen Hausflur abgestellt. Hinterher wussten sie nicht mehr, ob sie auch die Haustür verschlossen hatten. Als sie nach Stunden vom Einkauf zurückkamen, sah es wüst aus im Hausflur. Die alten Möbel waren verschwunden, deren Inhalt in den Kästen und Regalen war einfach im Flur ausgeschüttet worden. Fast hätten sie einen Herzschlag bekommen. Hatten „Möbelräuber“ ihr Werk getan? Als sie die Nachbarn danach befragten, bekamen sie zur Antwort, dass sie dachten, die fleißigen und flotten Arbeiter würden das in ihrem Auftrag tun. Bis die Polizei verständigt war und

alles aufgenommen hatte, war der Kleintransporter sicher längst über die Zonengrenze. Da waren die Gemüter vieler im Dorf sehr erregt. Regt uns das nicht zum Nachdenken an, ob uns so etwas geschehen könnte?

Ich meine jetzt nicht alte Möbelstücke, die sowieso einmal hier bleiben müssen, sondern ich denke dabei an unser unverderbliches Erbe, das Gegenstand des Glaubens und der lebendigen Hoffnung ist. Gibt es da nicht auch Räuber, die unterwegs sind, um solch kostbares Gut zu stehlen? Das braucht nicht so abrupt zu geschehen wie in unserem Beispiel. Ein alter Bruder von über 90 Jahren erzählte mir bei einem Besuch, dass die Frau, die ihn betreute, schon fast alle Kostbarkeiten aus seinem Haus geschafft habe, und das in aller Heimlichkeit. Wenn er danach fragte, sagte sie ihm, er sei wohl vergesslich und bringe manches durcheinander. Dabei war der Opa noch völlig klar im Kopf.

So kann es auch beim Raub unseres ewigen Gutes gehen. Zuerst wird der Glaube angegriffen: Ist denn die Bibel in allen Stücken Gottes Wort? Anweisungen der Heiligen Schrift werden zu Meinungen von Menschen umgepolst. Die Lehre von der Heiligkeit sei überbetont worden, es müsse mehr von der Freiheit der Gläubigen geredet werden; das Wort Freude müsste mit Spaß übersetzt werden. Und überhaupt solle man bedenken, was man den Menschen wohl noch zumuten könne zu glauben. Dann wird in Frage gestellt, ob es wirklich nur einen Weg zum Heil gibt. Wir sollten uns auf unsere Kraft und unser Können besinnen, um damit Frieden auf der Erde zu schaffen! Die alten Dinge aus der Bibel müssten durch neue ersetzt werden, dabei könnten die freieren Übersetzungen helfen.

Schließen wir die Tür doch zu! Bewahren wir das schöne anvertraute Gut, und kämpfen wir für den einmal den Heiligen überlieferten Glauben!

Hilfe in der Not

Der Krieg war zu Ende. Damit hatte aber die Not kein Ende. Die Siegermächte schacherten um Einflusszonen. Eigentlich hätten wir von den Amis besetzt bleiben sollen. Damit sie aber ein Anrecht auf Berlin bekämen, überließen sie unser Sachsenland dem Russen. War das eine Angst, als die russischen Panzer von der Autobahn her in unser Dorf rollten. Nur einige ehemalige Kommunisten standen an der Straße und jubelten ihnen zu. Die meisten Bewohner, besonders aber die jungen Frauen und Mädchen, blieben in den Häusern. Hilfe bezüglich materieller Bedürfnisse konnte man von den Sowjetsoldaten nicht erwarten. Bei ihnen war ja selbst Schmalhans Küchenmeister. Wenn sie sich nur friedlich verhielten. Bei vielen dieser Soldaten war ein berechtigter, aufgetauter Hass vorhanden. Das kam besonders zum Vorschein, wenn sie dem Alkohol zugesprochen hatten.

Abends und nachts war eine Ausgangssperre verhängt. Wachsoldaten patrouillierten auf den Straßen. Niemand hätte gewagt, das Haus zu verlassen. Bei uns im Haus lebte ein altes Ehepaar mit seiner Schwiegertochter, deren Mann noch nicht aus dem Krieg heimgekehrt war. Mein teurer Schatz lebte mit ihrem Vater in der anderen Wohnung. Die herrschende Not verband die Bewohner unseres Hauses miteinander.

Es war ein warmer Maiabend. Wie gut tat es, nach dem Dunkelwerden noch etwas frische Luft in die Wohnung zu lassen und den Kopf noch ein bisschen aus dem Fenster zu stecken, wenn schon ein Abendspaziergang nicht möglich war. Die Haustür und die Hintertür waren zugesperrt. Der Gesang der Amsel in einem nahen Baum war verstummt. Wie wohltuend war die Stille ringsumher für die beiden jungen Frauen.

Zuerst drangen aus der Ferne und dann immer näher Tritte von patrouillierenden Soldaten an ihr Ohr. Als sie in die Nähe des Hauses gekommen waren, zeigte einer auf die beiden Gestalten am Fenster. Auf einmal bogen sie von der Straße ab und kamen auf unser Grundstück zu. Sofort verschwanden die Köpfe der beiden weiblichen Wesen vom Fenster. Ihre Herzen begannen vor Angst zu rasen. Und schon hörten sie das Klopfen an der Tür. Der Opa ging nach unten. „Nicht aufmachen!“, schrien die Frauen. Doch die Soldaten donnerten mit ihren Gewehrkolben gegen die Haustür. Was sie auf Russisch schrien, verstand niemand. Der alte Opa schob in seiner Angst den Riegel der Haustür zurück. Fast hätten die Soldaten ihn umgerissen, als sie ins Haus stürmten. Sie sprangen die Treppe hoch, und schon waren sie an der Tür, hinter der sich die beiden Frauen eingeschlossen hatten. Sie wussten, was ihnen blühte, wenn die angetrunkenen Russen ins Zimmer kämen. Die klopften und schrien etwas. Was sollten die Frauen tun und die ohnmächtig zuschauenden Älteren? Selbst der Opa, der noch nicht gläubig war, schickte ein leises Stoßgebet nach oben. Die beiden Eingeschlossenen aber schrien zu ihrem Gott. Und dann riefen sie aus dem Fenster: „Hilfe! Hilfe!“

Plötzlich tauchte ein hoher russischer Offizier auf der Straße auf. Wollte er die Posten kontrollieren? Er hörte das Schreien. Im Sturmschritt war er im Haus. Fast war die Tür dort erbrochen. Da stand er hinter diesen beiden Posten. Er schrie sie an. Einem versetzte er eine schallende Ohrfeige. Dann riss er ihm das Schulterstück eines Unteroffiziers von der Uniform und führte beide aus dem Haus. Das geschah in wenigen Minuten. Niemand kann ermessen, was im Herzen dieser beiden jungen Frauen und der anderen Hausbewohner vor sich ging. Sie hatten nicht einmal Zeit gefunden, dem Offizier zu danken. Oder hatte Gott sogar einen Engel gesandt? Nun dankten sie mit übervollem Herzen ihrem Gott und Herrn, den sie um Hilfe angefleht hatten. Sie hatten erlebt, dass Gott zu seinem Wort steht: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!“ Das taten sie mit überaus großer Freude.

Das Tischgebet

Bei einem Gespräch über das Gebetsleben kam die Frage auf, wie man es mit dem Tischgebet halten solle. Wenn man als Familie unter sich sei, sei es ja ganz selbstverständlich, dass man am Tisch bete. Doch wie verhalte man sich in einem fremden Umfeld?

Da war dieser Handwerker, der in einer Schule zu werkeln hatte und dort in der Schulküche mitaß. Als er vor dem Essen das Haupt neigte und die Hände faltete, stieß ihn ein Junge, der neben ihm saß, an und fragte ihn: „Onkel, warum schläfst du denn, bevor Du zu essen anfängst?“ Ja, wäre es nicht besser, heimlich zu beten, als Anstoß zu erregen? Oder soll das gerade ein Zeugnis unseres Glaubens sein? Es ist ja schlimm, wenn Menschen um uns her noch nie etwas vom Beten gehört oder gesehen haben!

Bei diesem Gespräch kam mir ein Erlebnis in Erinnerung, das ich bei einer Jungenbibelwoche hatte. Zur Versammlung dort am Ort gehörte ein aktiver Bruder, der in einem großen Betrieb zum Führungstrio gehörte. Er hatte Anteil an einer spektakulären Erfindung in der Firma. Wir hatten ihn eingeladen, unserer Gruppe von mehr als 30 Jungen ein Interview zu geben. Sie wollten doch hören, wie einer in unserer DDR als Christ unter den Großen bestehen konnte. Er kam gern.

Die Steppkes hatten echt originelle Fragen. Einer wollte wissen, wie es beim Transport der Bundeslade und dem Unfall zum Tod des Priesters Ussa kommen konnte. Er fragte, ob das Gold der Lade irgendwie elektrisch aufgeladen war und es bei der Erschütterung zur Entladung gekommen sei. Immer wieder mussten wir schmunzeln. Ein schwächlicher Junge fragte nach einer Pause: „Onkel, hast du auch Angst beim Beten am Tisch, wenn andere mit dabeisitzen?“ Jetzt spitzten alle die Ohren. Was würde der Bruder dazu wohl sagen?

Nachdem er sich geräuspert hatte, begann er: „Das muss ich euch erzählen. Es ist erst einen Monat her. Unser Betrieb hatte eine Erfindung gemacht, die unserer DDR viel Geld einbringen würde und auch in Westdeutschland Interesse fand. Eine Delegation aus Berlin war angereist. Es war sogar ein Minister dabei. Die Erfindung sollte an Ort und Stelle in Augenschein genommen werden. Man hatte sogar eine gute Prämie für uns mitgebracht. Der Rundgang durch den Betrieb war zur Zufriedenheit ausgefallen. Nun sollte ein gemeinsames Mittagessen im Kulturhaus stattfinden. Die Küche dort hatte ihr Bestes dazu getan. Ich saß zwischen dem Minister und einem Staatssekretär. Jeder hatte ein Glas Sekt. Wir stießen gemeinsam mit ihm auf unsere Erfindung an. Dann kam

die Vorsuppe. Alle griffen zum Löffel. Ich zögerte. Was sollte ich tun? Wäre es nicht besser, ganz still und unbemerkt zu beten? Es waren ja alles nur ungläubige Männer, die am Tisch saßen. Da dachte ich an Daniel, der so mutig war und sogar betete, obwohl es verboten war und das sein Leben kosten konnte. Ich faltete die Hände, neigte den Kopf und dankte leise für die Speisen. Plötzlich wurde es ganz still um mich herum. Alle Blicke waren auf mich gerichtet. Keiner begann zu essen, bis ich es anfang.“

„Hast Du Dich da nicht geschämt?“ , platzte ein Junge heraus. Da lächelte der Bruder und sagte: „Vorher schon. Als ich aber gebetet hatte, kam eine große Freude in mein Herz. Und was meinst du, nach dem Essen sprach mich der Minister wegen meines Betens an. Ich hatte ein ganz feines Gespräch mit ihm. Er war dadurch nämlich an seine Kindheit erinnert worden. Ich habe im Anschluss daran für diesen Mann gebetet, dass der Herr Jesus ihn neu finden möge. „Ja“, sagte er zum Schluss, „Beteten kann ein gutes Zeugnis sein. Wir brauchen uns nicht zu schämen. Der Teufel will nicht, dass wir beten, sondern dass wir unseren Herrn verleugnen.“

Diesen guten Rat haben die Jungs mitgenommen. Können auch wir etwas davon lernen?

Sozialistisch leben und arbeiten

Der neueste Schrei in unserem sozialistischen Land war die Bildung von „Brigaden der sozialistischen Arbeit“, um die Menschen noch fester ins Netz atheistischer Ideologien zu ziehen. Die Arbeiter waren schon alle in Brigaden zusammengefasst, und man achtete darauf, dass genügend Agitatoren vorhanden waren. Ihre Arbeit war

höher geachtet als die Arbeit mit den Händen. Ein richtiger Wettbewerb entstand unter den Brigaden zum Erwerb des Titels „Brigade sozialistischer Arbeit“, weil damit allerhand Vergünstigungen verbunden waren und hohe Prämien winkten. Die SED-Genossen der Brigade liebäugelten ebenfalls mit den Vergünstigungen, obwohl die anderen Genossen keine Zustimmung signalisierten.

Nun war eine Versammlung zu diesem Thema anberaumt. Die ausfahrende Frühschicht, die einfahrende Mittagsschicht und die Kollegen der vergangenen Nachtschicht sollten dazu erscheinen. Wir saßen alle gespannt und harrten der Dinge, die dabei herauskommen würden. Ein hoher Funktionär hielt ein langes und langatmiges Referat. Da wurden die Vorzüge und Errungenschaften des Sozialismus herausgestellt. Was hatte er nicht alles dem Kapitalismus voraus. Als natürliche Schlussfolgerung wurde erwartet, dass wir ein frohes und dankbares Ja geben und um den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit“ kämpfen würden. Das würde natürlich zu unserem persönlichen Vorteil ausschlagen. Nun kam der Redner auf den Punkt und bat um Handzeichen, wer nicht einverstanden sei. Ich hob die Hand, und ich war der Einzige. Alle anderen hatten gekniffen, weil sie nicht als Staatsfeinde angesehen werden wollten. Jetzt galt es geradezustehen.

Man fragte mich, was ich dagegen einzuwenden habe. Ich berichtete von einer anderen Brigade, die kurz zuvor eine Schulung absolviert hatte. Da sei ein Agitator mit der Bibel unterm Arm gekommen und habe dreckige Zoten über das Buch gerissen, das mir am heiligsten ist. Ich könne als Christ zu solch einem Treiben kein Ja finden. Ich fügte aber hinzu, dass ich, wenn ich der Brigade mit meiner Einstellung im Weg sei, bereit sei, mir eine andere Arbeit zu

suchen. Betretenes Schweigen! Dann wurde das Angebot gemacht, die Formulierungen des Vertrages so zu fassen, dass auch ich als Christ ihn unterschreiben könne. Der wichtigste Punkt wäre, dass wir erklärten, unsere Kinder zu friedliebenden Menschen erziehen zu wollen. Man fragte mich, ob ich dazu meine Unterschrift gäbe. Dem stimmte ich gern zu. Wie würde es aber weitergehen?

Bereits 14 Tage später fand die nächste Brigadeversammlung statt. Man sagte uns: „Ihr habt unterschrieben, eure Kinder zu friedliebenden Menschen zu erziehen. Dazu sind noch Erläuterungen nötig. Ihr habt damit bekundet, Eure Kinder im Sinne des Sozialismus erziehen zu wollen, und das beginnt mit der Geburt, mit einer sozialistischen Namensgebung.“ Später folge die Mitgliedschaft bei den Thälmann-Pionieren und danach bei der Freien Deutschen Jugend, Eheschließung auf sozialistischer Basis, das Beziehen sozialistischer Literatur und das Engagement in sozialistischen Verbänden. Der Referent schloss seine Ausführungen: „Wir werden in den nächsten Tagen mit jedem Einzelnen das Gespräch darüber suchen, wie weit das schon gediehen ist.“ Mir zog es natürlich den Magen zusammen. War da nicht Angriff der beste Weg der Verteidigung?

Durch Handzeichen meldete ich mich zu Wort: „Warum wollt Ihr Euch die Mühe machen, einzufahren und uns bei der Arbeit zu stören? Wir sind doch jetzt alle anwesend und können hier gefragt werden. Ich bitte darum, gleich bei mir anzufangen.“ Was würden sie jetzt tun? Ja, dann solle ich bitte sagen, ob ich das nachvollziehen könne. Ich sagte ihnen, dass ich ein ganz anderes Friedensverständnis hätte. Mein Friede beruhe auf einer Person, und die heiße Jesus Christus. Da wurden natürlich die bösen Geister rege: Ich solle einmal die Verantwortlichen der Sekte fragen, zu der ich ge-

höre, ob es Sünde sei, bei den Jungen Pionieren mitzumachen. Ich sagte ihnen, dass ich mit meiner Frau für meine Kinder eigenverantwortlich sei; ich brauchte niemand zu fragen: „Ich kann meine Kinder nicht dorthin gehen lassen, wo gezeugnet wird, dass es einen lebendigen Gott gibt!“

Da war die Versammlung so gut wie gelaufen. Wir konnten gehen. Nur die Genossen der Brigade zogen sich zu einer Beratung zurück. Was würde dabei herauskommen? Würde ich meine Arbeitskollegen verlassen müssen? Kurz danach flüsterte mir einer dieser Genossen ins Ohr, dass sie meine Entlassung hätten verhindern können. Man hätte beschlossen, mich innerhalb von fünf Jahren zu einem guten Sozialisten umzuerziehen.

Als wir nach dieser Versammlung zur Mittagsschicht einfuhren, waren wir zu fünf Kollegen, außer mir zwei Katholiken, ein SED-Genosse und ein in religiösen Dingen völlig Unbedarfter. Man fragte mich, woher ich die Kraft genommen habe, so deutlich zu widersprechen. Ich nannte meine Bibel als Quelle der Kraft. Nun schlossen sich einige Fragen zu biblischen Aussagen an. Da es schon recht spät geworden war und wir unser Soll erfüllen wollten, blieb keine Zeit zu längeren Gesprächen. Ich versprach ihnen aber, am nächsten Tag ein Testament mitzubringen und zu versuchen, auf ihre Fragen zu antworten. Dass da der Genosse nicht protestierte!

So geschah es am nächsten Nachmittag, dass wir uns bei der Arbeit beeilten, um die Vesperpause etwas verlängern zu können. Mir leuchten jetzt noch die Augen, wenn ich daran denke, dass es unter Tage eine Bibelstunde gab. Und es gab Frucht. Mit einem der ehemaligen Genossen bin ich noch nach 30 Jahren in Kontakt. Immer

wieder kann ich ihm einen evangelistischen Kalender schicken. Wie haben wir uns gefreut, als wir kürzlich am Telefon hörten, dass er jetzt angefangen habe zu beten.

Als die fünf Jahre meiner „Umerziehung“ vorbei waren, befand sich von den Genossen, die damals den Entschluss dazu gefasst hatten, keiner mehr in der Brigade. Ist es nicht ein wunderbarer Herr, dem wir angehören und dem wir dienen dürfen?

Eine törichte Jungfrau?

Das 85. Lebensjahr war längst überschritten. Es war verständlich, dass sie schwach war und es in den Gelenken und in der verbrauchten Muskulatur zwickte und zwackte. Sie hatte als Kriegerwitwe lange und schwer arbeiten müssen, weil es für solche Frauen in der DDR keine Rente gab. In ganzer Treue war sie ihrem Herrn und Heiland von Jugend an nachgefolgt. Ihre größte Freude war es, inmitten ihrer Glaubensgeschwister den Segen bei den Zusammenkünften zu genießen. Wenn sie besucht wurde, legte sie keinen Wert auf Gespräche, bei denen es nur um irdische Dinge und das Angebot in der Welt ging.

Als es ihr einmal gesundheitlich und kräftemäßig gar nicht gut ging, besuchte eine Schwester sie, mit der sie viele Jahre zuvor guten Kontakt gehabt hatte. Wie freute sie sich, da sie selbst keine Besuche mehr machen konnte. Lange hatte sie keinen Besuch mehr bekommen. Gerade jetzt brauchte sie Zuspruch und Ermunterung. Nach der Begrüßung war die erste Frage der Besucherin, wie sie sich fühle. Die zweite Frage war nach der Freude im Herzen. Da machte die Altgewordene ein betrübtetes Gesicht. Sie musste bezeu-

gen, dass die Freude bei ihr Mangelware geworden sei. Sie könne oftmals fast verzagen wegen ihrer Schwachheit und der Schlaflosigkeit, ausgelöst durch ihre Schmerzen. Da zog die Besucherin die Stirn in Falten. Sie deutete an, dass das aber kein gutes Zeichen sei. Freude sei ja eine Frucht des Heiligen Geistes. Wenn ihr die Freude fehle, wäre das ein Mangel am Wirken des Heiligen Geistes. Paulus und Silas hätten, weil sie damit erfüllt waren, sogar im Gefängnis bei größten Schmerzen Loblieder gesungen. Wer den Geist Gottes nicht habe, sei eine törichte Jungfrau. So sprach die Besucherin.

Das schlug wie eine Bombe ein. Solange die Schwester bei ihr war, nahm sie sich zusammen, doch nach deren Abschied brach sie innerlich zusammen. Sollte ihre bisherige Heilsgewissheit nur Einbildung gewesen sein? War ihre Bekehrung als Jugendliche damals nicht tief und entschieden genug? Sie hatte ja auch gar nicht die rechte Erkenntnis über die Taufe gehabt, als sie sich dazu anmeldete. Ach, und es war immer wieder zu Verfehlungen in ihrem Leben gekommen. Sie hatte zwar immer wieder Buße getan, wenn sie Sünde erkannte, aber hatte sie dann auch wirklich Vergebung empfangen? Längst Vergebenes wurde wieder lebendig. „Totengebeine“ wurden ausgegraben. Darüber verlor sie ihren Frieden. Dem Teufel war ein Meisterstück gelungen. Er brachte es sogar so weit, ihr einzureden, sie habe die Lästerung des Heiligen Geistes begangen, für die es keine Vergebung gibt. Sie sei nun ewig verloren.

Wochenlang lebte sie in dieser großen Qual. Nur gut, dass sie den Mut fand, sich einem Bruder anzuvertrauen. Anfangs schien sein Dienst noch keine Frucht zu tragen. Er konnte ihr so viele göttliche Verheißungen vorstellen, wie er wollte, alles prallte an ihr ab. Wie

viel wurde für sie gebetet! Immer wieder gab es Versuche, ihr zu helfen. Dann erhörte der Herr die Gebete und gab Gnade, dass sie aus den Fallstricken des Teufels befreit wurde. Der Glaube füllte neu ihr Leben. Sie lernte, von sich wegzuschauen, hin auf Ihn, dessen Gnade allein selig macht. Wie dankbar wurde sie nun in der Gewissheit, dass nichts, weder Krankheit noch Schwachheit, uns zu scheiden vermögen von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn

Eingeschlafen

Rückzug! Im Wehrmachtsbericht hieß es „Frontbegradigung“. Auf unserer Rückwärtsbewegung waren wir schon vom Kaukasus über die Ukraine, dann durch Rumänien und schließlich bis nach Ungarn gekommen. Und das alles in endlosen Fußmärschen. Als Gebirgstruppe waren wir ja nicht motorisiert. Nur Küchen-, Munitions- und Stabsfahrzeuge standen zur Verfügung. Unsere Transportmittel waren Tragtiere, Mulis oder Esel. Marschiert wurde nachts, um nicht das Angriffsziel von Fliegern zu werden. Eigentlich wäre auch am Tag die Möglichkeit gewesen, versäumte Nachtruhe nachzuholen. Ich gehörte jedoch zu einem Pionierzug. Wir erhielten am Tag immer wieder Sicherungsaufträge. Wache schieben, nach hinten absichern, dass die nachdrängenden Russen keinen Überraschungsangriff starten könnten. Da blieb keine Zeit zum Schlafen.

Was waren das für Strapazen, die Karpaten zu überqueren: über die Höhen, und wieder hinab in die Täler, und das mit unseren Waffen und dem Gepäck. Doch es gab auch Abwechslung. In den Ebenen

des Tieflandes liefen wir fast mechanisch dahin. Wie wohltuend, wenn es eine kurze Pause gab, um die Tragtiere nachzugurten.

Die Nacht war sehr warm, fast schwül. Dadurch wurden wir noch schlapper. Vor mir fuhr ein Pannenfahrzeug mit allerhand Gerätschaften. Sollte ich den Karabiner und das Sturmgepäck kurz diesem Gespann aufladen? Das war strengstens verboten. Doch in der Dunkelheit sah es ja niemand. Ich muss beim Laufen einige Male eingeschlafen sein, denn wenn es ein kurzes Stocken gab, stieß ich gegen diesen Wagen und erschrak. Endlich ertönte wieder einmal das Kommando: „Kurze Gurtrast!“ Hinter dem Straßengraben war ein mit Sträuchern und Bäumen bewachsener Hang. Die ganze Kolonne ließ sich dort eilig nieder, um einmal die Beine auszustrecken. An einen Strauch gelehnt, muss ich sofort eingeschlafen sein. Das Kommando zum Weitemarsch hörte ich nicht. Ich hörte nicht den sich langsam abschwächenden Lärm der sich entfernenden Truppe. Ich muss fast wie ein Toter geschlafen haben. Wie lange? Ich weiß es nicht.

Plötzlich ein Blitzstrahl und dann ein fürchterlicher Knall. Erschreckt wache ich auf. Wo bin ich? Was war das? Wo sind meine Kameraden? Da wird mir mit Schrecken meine Situation bewusst. Ich sitze hier ohne Waffe, ohne Gepäck, getrennt von meinen Kameraden und weiß nicht, ob die russischen Truppen schon nachgezogen sind. Der Knall war doch bestimmt der Einschlag einer Granate. Wer hatte sie abgefeuert? Galt sie dem nachdrängenden Feind? Sollte das für mich Gefangenschaft bedeuten? Was sollte ich da tun? Ich schrie zu meinem Herrn. In die Hände von russischen Soldaten zu fallen, schien mir das Schlimmste, was mir passieren konnte. „Herr bewahre mich davor! Herr rette mich! Herr,

Du hast deinen Engeln auch über mir befohlen, mich zu behüten; lass mich das jetzt und hier erleben!“

Da, von weitem ein leises Motorengeräusch. Da muss ein Fahrzeug kommen. War es ein Nachzügler von uns oder schon die Vorhut der Russen? Die Schlitze von zwei abgedunkelten Scheinwerfern werden sichtbar. Was soll ich tun? Soll ich mich verbergen oder mich zeigen? Ein Sprung auf die Straße. Die Bremse quietscht. Eine deutsche Stimme ruft mich an: „Was machst Du hier?“ Mir fällt ein Stein vom Herzen. Ich schildere kurz meine Situation. Sie haben noch Platz, um mich mitzunehmen. Es handelte sich um ein Sprengkommando, das den Auftrag hatte, eine Brücke in die Luft zu jagen, um dadurch das Nachdrängen des Feindes aufzuhalten. Mein Gebet war erhört. Bald holten wir unsere Kolonne ein. Wir überholten sie. An der nächsten Kreuzung stieg ich aus und wartete, bis meine müden Kameraden kamen. Unbemerkt reihte ich mich wieder ein. Mein Herz jubelte voller Lob und Dank.

Wenn ich über dieses Erlebnis nachdenke, und das tue ich oft, schlage ich gerne die Brücke zum geistlichen Bereich. Damals waren wir unterwegs, und alles lag völlig dunkel vor uns. Sind wir als Gläubige da nicht besser dran? Wir sind zu einem herrlichen Ziel unterwegs, hin zu Ihm, unserem Herrn, zum Himmel mit all seiner Herrlichkeit. Uns wurde damals der Weg notvoll und schwer, wir ermüdeten bis zur Erschöpfung. Auch der Glaubensweg ist von vielen Dornen und Hindernissen gesäumt. Unser Herr hat nicht verheißen, dass Er uns den Weg des Wohlstands führt. Der Weg ins Reich Gottes führt durch viele Trübsale. Wie gut, dass wir damals in einer Kolonne gehen konnten. Die Versammlung des lebendigen Gottes hält uns zusammen, in ihr finden wir Ge-

meinschaft und Geborgenheit. Was aber, wenn sich Schläfrigkeit breit macht? Was, wenn dabei einer den anderen nicht mehr sieht? Was, wenn einer am Rand des schmalen Weges zurückbleibt? Ich musste nicht nur damals aus tiefem Schlaf geweckt werden, sondern bin auch auf dem Weg nach oben einige Male eingeschlafen. Andere haben das nicht wahrgenommen. Der Knall kann für uns eine plötzliche Krankheit sein oder ein anderes notvolles Problem, wodurch unser Herr uns aufweckt. Wie gut, wenn es dann zum heiligen Erschrecken kommt. Wie barmherzig ist unser Herr doch, dass Er uns aus notvoller Situation heraushilft. Wie beglückend ist es, sich wieder bei denen einreihen zu können, die nach oben unterwegs sind.

Bitteres Leid zum Heil

Sie war in einem gläubigen Elternhaus groß geworden. Obwohl sie durch die Andachten in der Familie und in der Sonntagsschule die gleiche geistliche Speise genossen hatte wie ihre Geschwister, schlug sie als Jugendliche einen anderen Weg ein. Wie viel mögen die Eltern für sie zu Gott gebetet haben. Schließlich starben sie. Ihre leiblichen Geschwister setzten den Gebetsdienst fort. Sie aber fand ihre Befriedigung in der Welt. Nicht, dass sie sittlich und moralisch im Sumpf watete, nein, der dialektische Materialismus zog sie an. Marx und Lenin übten mit ihren Lehren Einfluss auf sie aus. Sich dafür einzusetzen, brachte in der DDR Ehre und Ansehen. Auch ihren Mann fand sie in dieser Szene. Mit aller Kraft setzten beide sich dafür ein, dass das Wirklichkeit würde, was das Christentum nach ihrer Ansicht nicht geschafft hatte.

Wenn sie ihren Geschwistern begegnete, stand all das wie eine Mauer zwischen ihnen. Zuletzt brach sie die Verbindung zu ihnen ganz ab. Sie wollte nicht mehr an das erinnert werden, was die Eltern sie gelehrt hatten. So vergingen viele Jahre. Dann erkrankte ihr Mann an Lungenkrebs. Den Tod schoben sie in Gedanken weit von sich weg. Als er dann aber doch eintrat, gerade während der Wende, war sie völlig hilf- und ratlos. Wie gut, dass ihre Geschwister ihr jetzt Rat und Unterstützung geben konnten. Als sie dann über die Trauerfeier redeten, erfuhren sie, dass der Tote eingeäschert werden sollte. Würde sie nun einen ihrer Parteiredner als Prediger bestellen? Da stellte sie ihrem Bruder ganz überraschend die Frage, ob er bereit sei, das in die Hand zu nehmen und ein Wort zu sagen. Er sagte zu unter der Voraussetzung, dass das Wort Gottes gesagt werden und gebetet werden könne. So geschah es, dass zu dieser Trauerfeier sogar ein Männerchor-Quartett sang, um eine gewisse Umrahmung zu geben. Sie sangen: „Näher, mein Gott, zu Dir!“ Das drang in ihr Herz und ließ sie nicht mehr los. Allen Anwesenden – zum Teil waren sie überzeugte Atheisten – konnte die gute Botschaft von der einzigen Rettungsmöglichkeit durch den Herrn Jesus Christus verkündigt werden. Würde das Herz der untröstlich Trauernden sich für das Liebeswerben Gottes öffnen?

Kurz danach erkrankte sie an Brustkrebs. Sie hatte den Knoten schon längst bemerkt, wollte aber ihren Mann schonen und schwieg darüber. Nun war es zu spät. Die Ärzte sagten ihr, dass die ganze Brustseite entfernt werden müsse. Am Tag vor der Einweisung ins Krankenhaus besuchte ihr Bruder sie noch einmal. Er fand sie offen für das Evangelium. Sie hatte erkannt, dass es die Hand Gottes war, die sie in die Tiefe führte. Wie freute ihr Bruder sich über diese Einsicht. Er meinte, dass jetzt der Augenblick für eine echte Hinwen-

dung zum Kreuz und damit für ihre Bekehrung gekommen sei. Er wollte sie fragen, ob sie bereit sei, mit ihm niederzuknien und zu beten.

Da, ein merkwürdiges Geräusch. Ein lauter Knall und ein eigenartiges Zischen in der Wohnung über ihr. Schnell zum Balkon und nach oben geschaut. Da kam schon eine schwarze Rauchwolke aus dem Spalt des geöffneten Fensters. Schon waren die ersten Flammen zu sehen. Die Sirene in der Nähe fing an zu heulen. Sehr schnell war die Feuerwehr zur Stelle. Das Kinderzimmer brannte lichterloh. Durch die lange Drehleiter wurde der Wasserschlauch hochgezogen. Und schon hieß es: „Wasser marsch!“ Es dauerte eine ganze Weile, bis die Flammen gelöscht waren. Nun fing es an, in ihrer Wohnung von der Decke zu tropfen. Die Tapeten an den Wänden lösten sich. Draußen waren Hunderte Schaulustige. Die Krebskranke aber bekam einen Herzanfall. Das Beten war in diesem Tumult nicht mehr möglich. Es schien so, als habe der Teufel die Bekehrung verhindert.

Sie musste sich einer schweren Operation unterziehen. Einige Lymphdrüsen mussten entfernt werden. Nach der Rückkehr aus dem Krankenhaus versuchte sie, ein anderes Leben zu beginnen. Sie meldete sich wieder in der evangelischen Kirche als Mitglied an. Eine echte Umkehr hatte sie damit umgangen. Da griff die Hand des Herrn erneut nach ihr. Mit Darmverschluss wurde sie erneut ins Krankenhaus eingeliefert. Noch in derselben Nacht wurde sie operiert und ihr Darm verkürzt. Als ihr Bruder sie besuchte, war ihr einziger Wunsch, dass er mit ihr betete. Dann sagte sie: „Wenn ich wieder gesund werden sollte, würde ich gern einmal mit Euch in Erholung fahren.“ Wir gaben ihr zu verstehen, dass es sich dabei

um „Bibelwochen“ handeln würde und dass die Gemeinschaft unter dem Wort Gottes den Vorrang habe. Ihr Zustand besserte sich. Im Herbst konnte sie mit in den Schwarzwald fahren. Würde sie der Bibelarbeit folgen können? Die ganze Gruppe betete für sie.

Am dritten Abend klopfte es nach der Bibelarbeit an unsere Tür. Auf unser „Herein!“ stand sie im Zimmer. „Ich kann nicht mehr weiter“, sagte sie mit gequältem Gesicht. Nun kam es zu echter Buße und Umkehr. Die Sündenschuld ihres langen gottlosen Lebens wurde vergeben. Neues Leben zog ein. Nicht nur bei den Engeln im Himmel war Freude, sondern auch bei den Teilnehmern der Bibelfreizeit. Das bittere Leid ist ihr zum Segen geworden.

Herzinfarkt

Der langersehnte Frühling ist da. Wer Ende Juli Kartoffeln aus dem eigenen Garten ernten will, kann beginnen, sie zu legen. Im Sprichwort heißt es ja von der Kartoffel: Legt man mich im April, komme ich, wann ich will. Vorgekeimt, liegen die kleinen Knollen schon im Keller bereit. Die Furchen sind gezogen. Die Saatkartoffeln werden aber nicht ganz reichen. Ich sollte noch einen kleinen Sack davon holen. Wie gut, dass mein Moped mich überall hinträgt, um solche Wege zu erledigen. Bei dieser Gelegenheit kann ich noch schnell eine Schwester aufsuchen, deren Mann gestern wegen seiner schweren Krebserkrankung wieder ins Krankenhaus gekommen ist.

Als ich das Moped dort abstelle, wird mir plötzlich übel. Die Luft wird knapp, ein Stechen in der Brust beginnt. Was soll ich tun? Da wird es nichts schaden, wenn ich mit der verzagten Schwester bete. Das geschieht unter tüchtigen Schmerzen. Ich erbitte ein Glas Wasser von ihr.

Danach wird es mir sicher wieder besser gehen. Sie erschrickt, als sie sieht, dass alle Farbe aus meinem Gesicht geschwunden ist. Sie will sofort den Arzt anrufen. Ich möchte aber kein Aufsehen machen, quäle mich aufs Moped und schaffe den Kilometer bis nach Hause. An Kartoffeln ist nicht mehr zu denken. Im Wohnzimmer breche ich fast zusammen. Meine Frau und meine Schwiegertochter rufen sofort den Notarzt an. Ich nehme alles wie im Nebel wahr. Sehr schnell kommt der Helfer in der Not, mit ihm das Fahrzeug der schnellen medizinischen Hilfe. Eine Spritze, und schon ist eine Flasche mit Blutverdünnung angeschlossen. Der Arzt hat einen Hinterwandinfarkt festgestellt. Die beiden begleitenden Sanitäter haben die Türen zur Küche und zum Wohnzimmer ausgehoben, so dass ich zum Klimomobil transportiert werden kann. Wie im Traum nehme ich alles wahr. Die Intensivstation des Krankenhauses nimmt mich auf. Dort bekomme ich eine zweite Spritze. Der Arzt weicht nicht von meiner Seite. Es müsste nun eigentlich besser werden. Doch das Gegenteil ist der Fall. Ein Hubschrauber wird angefordert, der mich in eine Spezialklinik bringen soll. Ich höre von weitem das Rotieren der Flügel und werde mit einem Fahrzeug zum Landeplatz gebracht. Nach Chemnitz soll es gehen.

Angeschnallt und an Kabeln und Schläuchen angeschlossen, liege ich nun und harre der Dinge, die kommen sollen. Eine junge Ärztin nimmt neben mir Platz. Schon beginnt der Lärm des aufsteigenden Hubschraubers. Ich kann nicht viel sehen. Im linken Fenster sehe ich, wie wir uns über den Nebel erheben. „Es geht über die Wolken“, so denke ich. Ich schließe die Augen, um zu beten. Da zwickt mich die Ärztin. Hat sie gedacht, ich sei eingeschlafen und würde nicht mehr aufwachen? Dann bete ich eben mit offenen Augen: „Herr Jesus, ich danke Dir, dass ich in Deiner Hand sein darf. Was wäre es doch, wenn Du mich jetzt noch über die Wolken

hinaus zu Dir erheben würdest! Es ist doch weit besser, bei Dir zu sein! – Aber Du weißt auch, dass meine liebe Frau mich noch braucht. Du weißt, was am besten für mich ist. Dir und Deiner Gnade befehle ich mich an. Dein Wille geschehe!“

Wie schenkt doch das Wissen, Ihm anzugehören, Geborgenheit. Das gab auch bei der folgenden Operation Kraft. Beim Rückblick auf all das ist mein Herz voller Dank und Freude über die erfahrene Barmherzigkeit und Güte meines Herrn und Heilandes. Wenn Er mich nun noch hier gelassen hat, soll Ihm meine geringe Kraft und meine Zeit gehören, zum Dienst und zum Segen für andere.

Ein Glied am Leib Christi

Der Schreiber des 139. Psalms kennt das Staunen über das Wunder unseres Leibes. Viele Glieder, Muskeln, Sehnen, Organe und kleinste Zellen sind im Leib gesetzt, und jedes einzelne Teil dient dem Ganzen. Wie wohlbedacht vom Schöpfer, dass wir mit den Ohren hören, mit den Augen sehen, mit dem Mund sprechen, mit der Zunge schmecken und mit der Nase riechen können. Erst wenn eins der Glieder ausfällt, wird uns sein Wert bewusst. Wie viele Liter Blut kann doch unser Herz täglich in die weitverzweigten Blutgefäße pumpen. Wie viel Sauerstoff kann die Lunge aus der eingeatmeten Luft filtern. Die Nieren sind Wunderwerke, sie reinigen fortwährend das Blut. Wie viel Information nimmt unser Gehirn an nur einem Tag auf und speichert sie. Was sind im Vergleich damit die Füße? Erst wenn ein Hühnerauge drückt oder wir uns das Sprunggelenk verstaucht haben, wird uns bewusst, was die Füße täglich zu tragen haben. Danken wir Gott noch für gesunde Glieder?

Erst kürzlich wurde mir bewusst, dass sogar ein Zahn eine wichtige Funktion in unserem Leib hat. Nachts wachte ich auf. Mir klopfte der ganze Kopf. Das musste von dem Backenzahn kommen, der schon ein paar Mal gemuckt hatte. Von den Drüsen am Hals bis zur Schläfe war alles in schmerzvollem Aufruhr. Mund auf und etwas kalte Luft eingesaugt. „Au!“ Ich hätte in die Luft gehen können. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Alle möglichen Hausmittel wurden probiert, doch nichts half. Es blieb nichts anderes übrig, als frühmorgens zur Schmerzbehandlung zum Zahnarzt zu fahren. Der Helfer in der Not musste erst betäuben, weil sonst das Bohren unerträglich geworden wäre. Eine Wurzelbehandlung war notwendig. Bis der Zahn wieder funktionsfähig war, musste ich noch einige Male zum Zahnarzt gehen. Nun konnte der Zahn wieder seine Aufgabe zum Nutzen des Leibes erfüllen. An dem besagten Schmerzentag schien dieser Zahn das wichtigste Glied meines Leibes zu sein. Kein Glied kann sich über das andere erheben. Das gilt auch für den wunderbaren Organismus des Leibes Christi.

In Römer 12,4 lesen wir: „Denn ebenso, wie wir in einem Leib viele Glieder haben, aber die Glieder nicht alle dieselbe Tätigkeit haben, so sind wir, die vielen, ein Leib in Christus, einzeln aber Glieder voneinander ... verschiedene Gnadengaben, nach der uns verliehenen Gnade ...“ Lasst uns also die jeweilige Gabe gebrauchen! Jedes Glied ist mit seiner Gabe ein Gnadengeschenk Gottes. Eins ist so wichtig wie das andere, ob der unscheinbare Zahn nun geistliche Speise zur Verdauung zubereitet, ob der Mund das Lob Gottes hören lässt, ob der Fuß zu den Bedürftigen hingeht und die Gabe der Barmherzigkeit betätigt, ob die Hand zum Staubsauger greift, um den Saal für die Zusammenkünfte sauber zu halten oder ob das Herz einer Mutter für ihre Kinder schlägt und sie in häuslicher At-

mosphäre das Beten lehrt. Sind wir uns dessen bewusst, dass es in der Gemeinde des lebendigen Gottes keine Arbeitslosen gibt? Fangen wir doch dort, wo wir Mangel erkennen, an, uns als Glieder zu betätigen. Wir wollen auch nicht nach großen Dingen und Aufgaben schießen, denn das Dienen beginnt mit der Treue im Kleinen. Stephanus und Philippus bedienten am Anfang ihres Dienstes die Tische armer Witwen. Der erste Dienst des Petrus für seinen Herrn war, ein Boot auf dem See bei einer Verkündigung des Herrn Jesus ruhig zu halten. Fangen wir ganz klein an, und unser Dienstherr wird uns mit Größerem betrauen. Lasst uns auch nicht auf Lob warten oder auf Lohn, beides wird uns im Himmel zuteilwerden.

Seichte Gewässer

Südfrankreich. Talsperrenbau als Gefangener. Schwere körperliche Arbeit. Mengen von Staub mussten wir dabei schlucken. Für den Wasserlauf musste ein langer Tunnel gegraben werden. Und das alles mit Trockenbohren. Der anschließende Bau einer Umgehungsstraße war dagegen fast wie Erholung. Ein ganzes Stück des langen Tales war schon überflutet. Die 90 Meter hohe Staumauer war nahezu fertig. Wir hatten unser Quartier in einer alten Mühle, die ebenfalls noch abgerissen werden sollte. Zentimeter um Zentimeter stieg das Wasser, das aus zwei Bächen zusammenfloss.

Dieses Gebiet war noch frei von aller Umweltverschmutzung. In den Bächen gab es noch viele und große Forellen, schöne Regenbogenforellen. Große Geschicklichkeit ist erforderlich, sie im fließenden Wasser zu fangen. Oft gelang es uns, wenn sie sich unter einem Stein versteckt hatten. Einmal zog einer von uns seine Hand

schnell zurück und schrie, weil sich eine Wasserratte am Finger festgebissen hatte.

Die Bachläufe wurden durch den Stau immer kürzer. Nun sah man die Forellen auch im Stauwasser. Oft standen sie unter dem Gras am Ufer fast unbeweglich. Das war nicht ihr Element. Sie brauchen fließendes Wasser, um gegen den Strom schwimmen zu können. Im kalten Wasser fühlen sie sich wohl. Anscheinend erlahmte in diesem seichten, warmen Wasser ihr Reaktionsvermögen. Sie wurden träge. Da beobachteten wir, wie sich immer mehr Fischreihher niederstürzten und die Forellen als Beute wegtrugen. Nun versuchten auch wir, sie dort zu fangen. Langsam schlichen wir uns im Wasser von hinten heran. Ganz vorsichtig schoben wir die Hände am Boden entlang unter das Opfer. Normalerweise hätte solch eine Forelle längst reagieren müssen. Sie lag im warmen Wasser, als würde sie schlafen. Ein schneller Ruck nach oben, und sie flog ans Ufer.

Forellen haben kein Denkvermögen, sonst hätten sich die Opfer damals selbst anklagen müssen, weil sie ihr fließendes Wasser verlassen hatten und im seichten Wasser träge geworden waren. Wie aber ist das bei uns? Sind wir dort geblieben, wo wir gegen den Strom zu schwimmen haben? Die Kinder singen oft das Lied:

„Sei ein lebendger Fisch,
Schwimme doch gegen den Strom.
Auf, und wag es frisch!
Freude und Sieg ist dein Lohn!“

Da singen wir Alten gern mit. Doch handeln wir auch danach? Die Bibel warnt an so manchen Stellen vor Schläfrigkeit und Trägheit.

Im Kampf werden unsere Kräfte gestärkt. Wenn wir den Namen unseres Herrn bezeugen, schwimmen wir wie Forellen gegen den Strom. Deshalb haben Fische Flossen, damit sie klar Kurs halten können. Außerdem haben sie Schuppen, damit kein Schmutz von außen eindringen kann. So zählen sie zu den reinen Tieren. Begeben wir uns jedoch in die seichten Gewässer dieser Welt, werden wir lau, erkennen die Gefahren nicht mehr und werden zuletzt eine Beute des Feindes. Gibt es etwa deshalb so viele geruhende und schweigende Gläubige?

Wer Lob opfert ...

Wegen seiner Körperbehinderung hatten die Ärzte meinem Vater angedeutet, dass er das 50. Lebensjahr kaum überschreiten würde. Nun feierte er seinen 80. Geburtstag. Das war der Anlass für uns Kinder und für einige Geschwister, sich mit ihm zu freuen. Was berichtete er an diesem Nachmittag nicht alles aus seinem Leben. Das Wichtigste aber war für ihn, dass er über die Hälfte seines Lebens den Weg mit seinem Herrn und Heiland gehen konnte. Er sah es als unverdiente Gnade an, dass ihm solch ein hohes Alter geschenkt worden war.

Als wir ihn fragten, ob er einen besonderen Wunsch habe, kam spontan die Bitte, eine Gebetsgemeinschaft zu haben, um dem den Dank abzustatten, der ihn erlöst hatte. Unter den Gästen war ein dienender Bruder aus einem Nachbarort. Es waren also Brüder vorhanden, die sich als Mund der Anwesenden zum Gebet gebrauchen lassen konnten. Als wir niederknien wollten, klopfte es. Der Dorfpfarrer kam, um zu gratulieren. Wir erzählten ihm von Vaters Wunsch. Das war aber anscheinend nicht nach seinem Sinn. Als wir

niederknieten, blieb er stehen. Der Mund meines Vaters öffnete sich zuerst. Sein Herz floss über von Lob und Dank wegen der erfahrenen Schuld- und Sündenvergebung. Wie rühmte er den Namen des Herrn wegen der täglich erfahrenen Güte und Gnade bei all seiner Schwachheit. Wie dankte er für das Glück, Heilsgewissheit zu haben. Nach dem Amen entstand eine lange Pause, wir dachten nämlich, dass der Pfarrer sich nun anschließen würde.

Nun öffnete sich der Mund des auswärtigen Bruders zu Lob und Dank. Er pries den Herrn für die Gnadenerweisungen im Leben meines Vaters und auch dafür, dass er Frucht durch das Leben seines Glaubensbruders gewirkt habe. Da wurden die Herzen bewegt. Nun würde sich sicher der zum Geburtstagskaffee erschienene Pfarrer einreihen. Doch wieder eine lange Pause. War die Gebetsgemeinschaft nun beendet?

Mein Herz war ebenfalls voller Freude und Dank, vor allem natürlich darüber, dass der Herr uns Kindern einen gläubigen Vater und eine gläubige Mutter geschenkt hatte, die uns den guten Weg dem Herrn Jesus nach und dann auch das Beten gelehrt hatten. Danken konnte ich dafür, dass es der Vater nicht an Liebe, aber auch nicht an Zucht hatte fehlen lassen. Auch dankte ich für Vergebung der eigenen Schuld und Sünde, so auch für das schöne Ziel, auf das unser Leben zugeht. Dann bat ich dafür, dass wir alle auf dem schmalen Weg unbeschadet bewahrt blieben. Wie froh kam das Amen aus dem Mund aller Gäste, die sich mit uns niedergekniet hatten. Nur der Mund des Pfarrers blieb stumm. Als er sich endlich öffnete, sprach er das so genannte „Vater unser“. Wir hatten gebetet, dass unser Herr bald kommen und uns ans Ziel bringen möge. Er aber betete, dass sein Reich kommen möge. Wir hatten gedankt für die

Vergebung unserer Schuld, er aber betete: „Vergib uns unsre Schuld!“ Als er Amen gesagt hatte, machte er kehrt und verließ mit nur einem Kopfnicken die Wohnung meiner Eltern. Andere berichteten später, dass er geäußert habe, in einen schwarmgeistigen Kreis hineingeraten zu sein.

Mich hat dieses Erleben lange Zeit bewegt. Wie bin ich dankbar geworden, ganz frei und mit frohem Herzen allezeit zu meinem Vater im Himmel kommen zu dürfen. Und das brauche ich nicht zweifelnd zu tun im Blick auf die Vergebung meiner Sünden. Ich konnte sie Ihm bekennen und weiß nach seiner Verheißung, dass Er nicht nur vergeben hat, sondern sogar, dass Gott meiner Sünden nie mehr gedenken will.

Erinnerungen

Noch tobte der mörderische Krieg. Es war ein Wunder, dass ich in diesen Tagen noch einmal Urlaub bekam. Nun war er fast zu Ende. Da lernte ich *sie* kennen. Mir wurde bewusst, dass *sie* es war, für die ich schon lange gebetet hatte. Kontakt war über die Jugendlichen dort am Ort schnell geschlossen. Es blieben nur drei Tage Zeit bis zum Abschied. Der Fußmarsch von 16 km bis zu ihr war mir keine Last. Wir hatten sogar Zeit, einmal miteinander allein zu sein. Ich wollte ihr sagen, was ich für sie empfand. Das Herz war zum Platzen voll, doch der Mund fand nicht die entsprechenden Worte. Nun musste Abschied genommen werden. Ein weiter Marsch lag vor mir. Da bot sie mir an, ihr Fahrrad zu nehmen. Das war ja die Einladung, es bald zurückzubringen. Sie begleitete mich einen steilen Berg hinauf, wo das Rad nur geschoben werden konnte, bis der Weg auf die Hauptstraße mündete. Ich

setzte das Rad an einem Obstbaum an der Kreuzung ab. Jetzt musste ich ihr doch mein Herz öffnen. Ich schalt mich selbst einen Feigling. Wir wollten wenigstens noch zusammen beten. Da sprachen wir vor dem Herrn aus, was wir füreinander empfanden. Danach nahmen wir uns in die Arme. Ganz schüchtern fanden wir zum ersten Kuss. Dieser Baum blieb unser Erinnerungsbaum. Wie oft sind wir nach der Hochzeit bis dahin spaziert, um uns daran zu erinnern. Leider steht er jetzt nicht mehr dort.

Bei der Fahrt über Berg und Tal strömte ein Loblied nach dem anderen aus meinem Herzen. Die Passanten auf der Straße habe ich wohl zum Kopfschütteln gebracht. Im Krieg singen! Am nächsten Morgen musste ich schnell aus den Federn. Das Rad wurde aufpoliert, als wäre es neu. Nachmittags fuhr ich schon wieder zu ihr, um das Rad zurückzubringen. Es war der vorletzte Tag meines Urlaubs. Gern wollte ich meinen teuren Schatz noch meinen Eltern vorstellen. Ja, sie wollte nach einem Krankenhausbesuch bei ihrer Oma mit dem Zug nach Zwönitz kommen. Es war Februar. Die ersten Weidenkätzchen zeigten bereits ihr silbernes Kleid. Ich hatte ein Sträußchen davon mit zum Bahnhof genommen. Doch als sie durch die Sperre kam, hatte ich das Sträußchen vergessen. Ich weiß nicht, wo es damals abgeblieben ist. Meinen Eltern hatte ich nicht verraten, wen ich ihnen mitbringen würde. Spannung, vor allem bei meiner lieben Mutter. Mein Schatz war sofort angenommen. Es waren schöne Stunden im Elternhaus. Nachdem wir eine Andacht gehalten hatten – mein Vater hatte ein Wort aus dem Propheten Jesaja gelesen, mit dem Haupttenor: „Fürchte dich nicht!“ –, knieten wir uns zum Beten nieder. Da begannen die Sirenen zu heulen. „Fliegeralarm!“ Da wurde das Beten zu einem Flehen um Bewahrung. Wir

sollten bleiben, bis Entwarnung gegeben wäre. Aber das könnte lange dauern. Es war ein schwerer Abschied.

Draußen war es fast taghell. Am Himmel standen ganze Lichterketten von Leuchtraketen. Das Brummen vieler Flugzeuge erfüllte die Nacht. Dann begann die Flak zu schießen. Im Sturmschritt liefen wir, um aus der Stadt hinauszukommen. Als wir die letzten Häuser hinter uns gelassen hatten, hörten wir das Pfeifen fallender Bomben. Wir warfen uns miteinander in den Straßengraben. In der Entfernung von einem Kilometer schlugen sie ein. Es waren aber anscheinend nur Bomben, mit denen ein getroffenes Flugzeug sich erleichtern wollte. Doch jetzt begann das Inferno. Dresden war vor allem das Angriffsziel. Auch Chemnitz, Zwickau, Eger und Plauen hatten schwer zu leiden. Der Feuerschein und große Rauchschwaden stiegen in den nächtlichen Himmel. Wir erreichten unbeschadet unser Ziel. Dann mussten wir Abschied nehmen. Würden wir uns jemals wiedersehen? Was, wenn da unsere Gebete nicht Kraft- und Hoffungsquelle gewesen wären? Gut, sich immer wieder dankbar daran zu erinnern. Der Dank dafür hat auch nach fast 60 Jahren noch nicht aufgehört.

Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten ...

Gestern Abend hörten wir am Radio einen Vortrag über die Bibel. Etwas über das zu hören, was einem heilig und wichtig ist, ist immer eine Freude. Leider aber wurden wir bitter enttäuscht. Da waren nicht unser Herr Jesus und sein Erlösungswerk der Mittelpunkt, sondern es wurde aufgegliedert, was Inhalt dieses Buches sei. Wir dachten, uns verhöhrt zu haben, als gesagt wurde, dass die Bibel auch Märchen enthalte. Und das von einem als bibeltreu empfohle-

nen Sender! Da könnte man weinen. Da bewegt einen die Frage, wie wohl gläubige Hörer darauf reagieren. Vor Jahrzehnten wäre das von echten Gläubigen nicht hingenommen worden, nicht zuletzt deshalb, weil sie solche Sender mit finanzierten. Ich musste an das denken, was alt gewordene Geschwister der Versammlung uns hierzu vermittelt haben.

Vor hundert Jahren waren die Kirchen in unserer Gegend noch voll. Es gab viele gute Verkündiger des Evangeliums. Vor allem aber lasen viele noch selbst fleißig das Wort Gottes. Wenn sie etwas hörten, handelten sie so wie die Juden in der Synagoge in Beröa: Sie prüften, ob es sich so verhielte. Eines Tages war hier ein Dorfpfarrer, der anscheinend mit der bibelkritischen Theologie in Berührung gekommen war. Er meinte, die neuen Erkenntnisse weitergeben zu müssen. Nach seinen Predigten sprachen ihn bibeltreue Männer immer wieder an und machten ihn auf Ungereimtheiten aufmerksam. Dass sich dieser studierte Mann darüber ärgerte, ist verständlich.

An einem Sonntag im Herbst 1909 sprach er über die Taufe und las den Text aus Markus 16,16 vor: „Wer getauft ist und glaubt, wird errettet werden!“ Sicher hatten die meisten der Hörer gar nicht gemerkt, dass er das Wort umgedreht hatte. Diese Gläubigen aber gingen danach zu ihm in die Sakristei, um ihn auf den Fehler aufmerksam zu machen: „Herr Pfarrer, Sie haben heute das Wort auf den Kopf gestellt. Es steht geschrieben: ‚Wer da glaubt und getauft wird, wird errettet werden!‘ Der Glaube steht vor der Taufe!“ Das reizte diesen Mann zur Weißglut. Er meinte, sie würden Wortklauberei betreiben. Ihnen aber ging es um die Treue zum Wort Gottes. In seinem Zorn sagte er ihnen: „Wenn es Euch nicht passt, müsst Ihr

halt gehen!“ Sie gaben ihm zur Antwort: „Herr Pfarrer, Sie haben uns den Weg gewiesen!“ So geschah damals die Trennung, die dennoch sehr schmerzlich war. Jemand, der aus der Kirche ausgeschlossen war, galt weniger als ein Zöllner und ein Heide. Das würde im ganzen Dorf große Nöte geben. Und die gab es auch.

Es waren 22 Männer und Frauen mit ihren Kindern, die wie Geächtete im Dorf behandelt wurden. Zuerst wurden sie zu einem Gerichtsprozess geladen, um sich dort zu verantworten. Man bezeichnete sie als Dissidenten, wenn sie sich ausweisen mussten. „Dissident“ zu sein war ein Schimpfname. Um Jesu und seines Wortes willen verachtet zu sein, schloss sie jedoch fester und inniger zusammen. Sie versammelten sich in der Wohnung eines Bruders, um das Wort Gottes zu hören und später auch, um das Mahl des Herrn zu feiern. Wenn sie zusammen waren, konnten sie an den gegenseitigen Nöten und Anfechtungen Anteil nehmen und sich im Gebet stärken. Eine junge Schwester wurde, weil sie sich den Gläubigen angeschlossen hatte, in Hausschuhen von ihrem Vater aus dem Haus gejagt und durfte es erst Monate später wieder betreten, als der Vater schwer erkrankt war und ihrer Pflege bedurfte. Ein junger Ehemann wurde aus dem Haus der Schwiegereltern verwiesen, in dem die jungen Leute ihre Wohnung hatten. Er erzählte mir, wie er sich abends zum Haus geschlichen habe, um seine Frau und ihr Baby einmal am Fenster zu sehen. Eine Bauersfrau wurde von ihrem Mann sechs Wochen lang nicht ins Haus gelassen. Sie sollte ihren Schritt rückgängig machen. Sie schlief jedoch lieber im Stall und auf dem Feld, als untreu zu werden.

Kritisch wurde es, als der erste Trauerfall unter diesen Geschwistern eintrat. Der Pfarrer verbot die Beerdigung auf dem kirchlichen

Friedhof. Was sollten sie tun? Sie begannen, das Grab im Garten des eigenen Grundstücks auszuheben.

Da schritt die Polizei ein, weil das verboten war. Nun wurde die Erlaubnis erteilt, den Entschlafenen an der Friedhofsmauer bei den Selbstmördern zu beerdigen, jedoch ohne Wort und Gebet. Der Trauerzug blieb auf der Dorfstraße stehen. Damals gab es noch nicht so viel Verkehr wie heutzutage. Auf der Straße wurde die Bibel aufgeschlagen und ein Gotteswort gelesen. Sogar ein paar Loblieder wurden gesungen und gebetet; dann wurde der Sarg still in die Erde gesenkt. Das war ein einmaliges Zeugnis für das ganze Dorf und die Umgebung.

Die Versammlung hier ist bei einfachster Verkündigung des Evangeliums gewachsen. Unsere Sorge und unser Gebet ist, dass wir an seinem Wort bleiben. Worauf sollte sonst unser Glaube ruhen?

Bruderliebe

Sie war die Ältteste von uns vier Kindern. Ihre Schulzeit und die Konfirmation waren vorüber. Wie viele Geschenke hatte es zu diesem Anlass gegeben. Das Geld war knapp, da freute man sich schon über ein paar Taschentücher oder ein Paar Söckchen. Doch es war auch etwas für die Sparbüchse zusammengekommen. Besonders die Patentanten hatten sich nicht lumpen lassen. 51 Reichsmark ergab die Zählung. Davon konnte das Fahrrad gekauft werden, das sie sich schon lange gewünscht hatte. Marke Diamant, und das für nur 39 Mark, da konnte sie zufrieden sein. Das klingt zwar spottbillig, aber bei einem Anfangsstundenlohn von 14 Pfennigen für einen Fabrikarbeiter war das schon ein hohes Kapital.

Wer von den Mädels aus der Schule kam, musste erst einmal ein so genanntes Landjahr auf einem Bauernhof ableisten. Da war das Fahrrad für meine Schwester eine gute Hilfe, an den Wochenenden damit zu uns nach Hause zu kommen. Uns Jungen, meinen Bruder mit 12 und mich mit 11 Jahren, lockte dieses Rad ungemein. Wir wohnten an einem Mühlgraben. Unter Aufsicht der Schwester lernten wir das Radfahren. Und es klappte bald sehr gut. Doch nicht jedes Mal erlaubte sie, ihr Rad zu gebrauchen.

An einem Sonnabend hatte sie von ihrem Bauern freibekommen. Sie war schon zu Hause, als wir von der Schule kamen. Wir freuten uns schon von weitem, ihr Rad am Zaun angelehnt zu sehen. Vater hatte uns immer wieder gesagt, wir sollten uns sofort umziehen, wenn wir von der Schule kämen. Die Schulklamotten sollten lange halten. Doch das vergaßen wir oft, und dann gab es Schelte vom Vater. Zur Feier des Tages hatte Mutter Kartoffelsalat gemacht, dem es in unserer Gartenlaube zu Leibe ging. Und Hunger hatten wir immer. Nach dem Essen blieben alle noch im Garten sitzen. Wir Jungen aber hatten kein Sitzfleisch. Es wurde anscheinend gar nicht wahrgenommen, dass wir uns davongeschlichen hatten. Das Fahrrad lockte. Niemand würde es merken, wenn wir jeder nur 50 Meter auf- und abfahren würden.

Gesagt, getan. Ich war schneller beim Rad als mein Bruder. Der Sattel war so hoch gestellt, dass ich beim Strampeln nicht darauf sitzen konnte. Schon ging es den Mühlgraben entlang. Ich stemmte mich auf den Pedalen hoch, um sitzen zu können. Als ich vom Sattel herunterkommen wollte, um weiter zu strampeln, blieb ich hängen. Als ich nachschaute, wo ich fest hing, geriet ich vom schmalen Mühlgraben ab. Über den Grabenrand ging es in den Graben, der mehr

als einen halben Meter Wasser führte. Mein Bruder kam mir zu Hilfe. Ich krabbelte aus dem Wasser heraus und war von Kopf bis Fuß pitschnass. Nur gut, dass dem Rad nichts geschehen war. So schlichen wir uns mit dem Rad heim. Niemand hatte etwas gemerkt. Schnell zum Boden hoch, zu unserer Kammer. Die nassen Sachen wurden ausgewrungen und an den Stühlen zum Trocknen aufgehängt. Hoffentlich würde Mutter nicht noch einmal gucken kommen. So erschienen wir dann wieder in der Gartenlaube. Da fiel Vater auf, dass ich die Schulbekleidung ausgezogen und mein Bruder sie noch anbehalten hatte. Ich war der vorbildlich Brave und mein Bruder der Ungehorsame. Zur Strafe sollte er an diesem Nachmittag im Haus bleiben. Mir wurde heiß und kalt. Würde er sich rechtfertigen und mich verraten? Nein, er hat es nicht getan. Sein Mund blieb stumm. Erst Jahre später haben wir das im Familienkreis einmal preisgegeben. Da wurde dann gelobt, was mein Bruder an echter Bruderliebe praktiziert hatte. Schade, dass ich ihn im Krieg verloren habe und eine Liebeslücke klafft.

Wenn ich darüber nachdenke, frage ich mich, wie wir Bruderliebe praktizieren. Petrus schreibt in seinem Brief: „Die Liebe bedeckt eine Menge von Sünden.“ Das heißt nicht, dass wir Böses gutheißen oder unter den Teppich kehren sollten. Das Übelreden gegen unseren Bruder und sich über ihn zu stellen, darf keinen Raum haben. Ich hatte damals die verschmutzten Alltagssachen an, und mein Bruder trug die sauberen und wurde verurteilt.

Er erbarmt sich der Armen

Familienbibelwoche. Ein Trupp nach dem anderen reist an, mit eigenem PKW, mit der Bahn oder sogar mit einem Taxi. Mich bewegt

die Frage, ob die Ankommenden wohl gläubig sind oder mit welchen Motiven sie kommen. Mit vielen gibt es ein freudiges Wiedersehen, mit anderen muss man sich erst bekannt machen.

Eine Familie kommt vom Bahnhof anmarschiert. Die Mutter hat das Töchterchen an der Hand, und der Vater trägt einen kleineren Sprössling auf dem Rücken. Beider Gesichter sehen sorgenvoll und nicht glücklich aus. Ihren Namen hatten wir noch nie gehört. Der lang aufgeschossene Mann ist unrasiert. Steht uns eine notvolle Zeit bevor? Wir können uns beim Begrüßen nur flüchtig vorstellen. Jeder möchte gern schnell sein zugedachtes Quartier in Beschlag nehmen. Bei den ersten Bibelarbeiten gehen die Blicke immer wieder zu ihm hin. Unruhig, oft wie abwesend, sitzt er unter den anderen. In den Augen seiner Frau glitzern manchmal Tränen. Am Schluss eines solchen Abends bittet er zaghaft um ein Gespräch. Nun sitzen wir uns gegenüber.

Allmählich kommt es aus ihm heraus: „Ich habe in meinem Leben viel Bitteres erlebt. Als Kind musste ich mit meiner Mutter aus Ostpommern flüchten. Als Flüchtlingen wurde uns hier in der entstehenden DDR nicht viel Zuwendung zuteil. Meine Mutter schränkte sich so ein, dass mir ein Studium ermöglicht wurde. Ich wollte gern Lehrer werden. Musik war mein Fachgebiet, dazu kam der Sport. Ich bekam tatsächlich eine Lehrerstelle. Mein Beruf füllte mich voll und ganz aus. Leider währte das nicht lange. Beim Sport in der Turnhalle stürzte ich unglücklich und verletzte mir den Halswirbel. Der Hörnerv und die Stimmbänder wurden in Mitleidenschaft gezogen. Der Heilungsprozess zog sich lange hin. Ein Hörschaden blieb. Singen war wegen der geschädigten Stimmbänder und Sport wegen des ver-

letzten Halswirbels nicht mehr möglich. Ich wurde berufsuntauglich. Darüber komme ich nicht hinweg. Das Grübeln und das innere Aufbegehren haben meine Nerven angegriffen. Ich denke manchmal, dass, wenn es so weitergeht, ich noch verrückt werde.“

Dann begann er zu weinen und fuhr fort: „Ich wurde von einem Nachbarn zu einer christlichen Veranstaltung eingeladen. Ich ging mit, verstand aber so viel wie Bahnhof. Ihre Freundlichkeit zog mich jedoch an. Ich sah, dass es Menschen gibt, die echt glücklich sind. Ich aber war in solch einem Elend. Das brachte mich zur Verzweiflung. Ich beschloss, meinem Leben ein Ende zu machen. Es war nicht schwer, genügend Schlaftabletten zu besorgen. Man konnte sie ja in verschiedenen Apotheken einkaufen. Meine Frau war abwesend und würde einige Stunden unterwegs sein. Die Kinder hatte sie mitgenommen. Das war die Gelegenheit. Ich freute mich, meinem Elend bald enthoben zu sein. Das erste Päckchen mit den todbringenden Pillen hatte ich geöffnet. Da klingelte es an der Tür. Sollte ich öffnen oder das Klingeln ignorieren? Ich ging zur Tür. Der Mann, der mich zu der Veranstaltung vor einigen Tagen eingeladen hatte, stand vor der Tür. Er fühlte sich gedrungen, mich in diesem Augenblick zu besuchen, um mir eine erneute Einladung zu bringen, und zwar zu dieser Bibelwoche. Ich frage mich, ob das Zufall war oder die Führung dessen, von dem dieser Mann bei der Evangelisation gesprochen hatte. Ich zögerte, eine Zusage zu geben. Doch meine Frau und ich wurden uns einig, hierher zu kommen. Wir sind mit der Erwartung gekommen, dass es Hilfe für mich gibt!“

Und diese Hilfe gab es. Er konnte sich als verlorener Sünder erkennen und Buße tun. Auch seine Frau wollte den neuen Weg mit ihm gehen. Mit glücklichen Gesichtern verabschiedeten sie sich beide nach diesen Tagen. Gottes Erbarmen hatte wieder zwei der Ärmsten gefunden!

Gold

Schlecht waren sie nicht, die unteren Schneidezähne. Kein Loch darin, auch bereiteten sie keine Schmerzen, aber sie waren locker geworden. Da wurde unsere altgewordene Zahnärztin zu Rate gezogen. Sie schaute nach und überlegte lange: „Das liegt am geschwundenen Zahnfleisch. Ich werde es einpinseln, damit es nicht weiter zurückgeht, die Zähne werden jedoch kaum zu retten sein.“ Ja, was sollte das werden? Sie riet zu einer Brücke. Vier Zähne müssten gezogen werden, und an ihre Stelle müsste ein Ersatz eingepasst werden, der an den Eckzähnen befestigt werden könnte. Ich sollte mir das überlegen. Sie entfernte den angesetzten Zahnstein und pinselte das Zahnfleisch gründlich ein. Ich musste nun selbst entscheiden, wie es weitergehen sollte.

Das Essen ging immer schlechter, und auch das Mundstück meiner Trompete fand nicht mehr den richtigen Halt. Da wollte ich doch dem Rat dieser erfahrenen Ärztin folgen. Männer gehen nicht gern zum Zahnarzt, besonders wenn Zähne gezogen werden müssen. Nun sollten es gleich vier Stück sein. Aber da sie ja schon locker waren, würde es sicher nicht so schlimm werden. Die Spritze wirkte. Das Gefühl schwand. Ohne dass ich etwas merkte, waren drei Zähne gezogen. Der vierte jedoch machte Schwierigkeiten. Trotz aller Bemühungen brach er ab. Es blutete stark. Da gab sie auf. Ich solle

morgen zu einer Wurzeloperation wiederkommen. Das war nochmals eine Prozedur.

Ein paar Tage lang kochte meine liebe Frau nur Brei und Suppe für mich; ich konnte kaum kauen. Endlich wurde die Brücke als Zahnersatz hergestellt. Die Eckzähne wurden abgeschliffen, damit auf sie die Halterung aufzementiert werden konnte. Es gab mehrere Anproben, bis endlich die Endmontage erfolgen konnte. Die Ärztin hatte mich gefragt, ob die Zähne mit Gold oder mit anderem Edelmetall überzogen werden sollten. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Ich sagte ihr, dass ich keinen Schönheitswettbewerb gewinnen wolle. Ich wäre auch einverstanden, wenn sie Eisen verwendete. Die Hauptsache sei mir die Festigkeit und Haltbarkeit.

Ich hatte Nachtschicht. Sie sagte mir, ich könne abends vor Schichtbeginn noch kommen, damit sie die Zähne einsetzen könnte. Das wäre bei einem anderen Zahnarzt nicht möglich gewesen. Als ich um 20 Uhr bei ihr klingelte, hatte sie schon alles bereitgelegt. In einer Schale lag meine Zahnbrücke. Nein, die musste doch für jemand anders sein, denn sie leuchtete im goldenen Glanz. Als ich Platz genommen hatte, nahm sie die Schale und zeigte mir das Prachtstück. Ich war sprachlos: „Ja, haben wir uns denn falsch verstanden? Ich wollte doch kein Gold. Mir ist das ganz peinlich.“ Sie lachte: „Ja, wissen Sie, wir tun gern jemand etwas Gutes. Wir haben keine Kinder. Mein Mann ist mit dem Mann in Zwickau befreundet, bei dem wir alle unsere Vergoldungen ausführen lassen. Nun wollten wir Ihnen eine Freude machen.“ Da blieb mir die Sprache weg. Ich hätte gern mein dummes Gesicht im Spiegel betrachtet. Schnell hatte sie die Brücke auf die Eckzähne aufbetoniert. Weil es noch zu früh war, zur Schicht zu fahren, nahm sie mich mit in ihr Wohnzimmer. Dabei

war sie eine ungläubige Frau. Nur gut war, dass das Gold am Unterkiefer von der Lippe verdeckt und nicht leicht zu sehen war. Ich meinte nämlich, dass Gold nicht zu mir passen würde.

Mich hat das an ein anderes Gold erinnert, das Gold göttlicher Gerechtigkeit. So unverdient, wie es mir mit diesen Zähnen zuteil geworden ist, so wurde mir das Gold zuteil, das nicht nur ein paar Zähne zieren soll, sondern den ganzen Menschen. Oder schämen wir uns dieses Goldes? Wir wollen es andere sehen lassen, nicht, um damit zu protzen und anzugeben, sondern um Zeugnis von der neuen Schöpfung zu geben. Die vergoldeten Bretter der Stiftshütte sind ein Bild davon. In ihrem Gold spiegelte sich nur die Herrlichkeit des HERRN in der Bundeslade wider. Würde ich doch immer besser diesen Herrn widerspiegeln!

Er wird seinen Engeln über dir befehlen

Das Unkraut auf den Gemüsebeeten spross in diesem Jahr üppiger als der Samen, den ich ins Beet gesät hatte. Wenn man nicht an dem Unkraut dranbleibt, gibt es einen grünen Teppich, der aber nicht unsere Küchentöpfe füllt. Ganz vertieft war ich bei der Arbeit. Da kam eine Nachbarin gerannt, ganz außer Atem: „Euer Junge ist von einem Auto angefahren worden.“ Da kriegt man einen Schreck. Ich verlor die Holzpantoffeln und rannte vor das Haus auf die Straße. Ein alter Opel stand quer auf der Straße. Der Fahrer, ein älterer Mann, war ausgestiegen und schaute unter seinen Wagen. Doch niemand lag darunter. Er zitterte am ganzen Leib. Er meinte, ein totes Kind unter dem Auto zu finden. Er berichtete, dass das Kind am Straßenrand auf der Mauer gesessen habe. Plötzlich sei es aufgesprungen und ihm direkt vor den Wagen gerannt. Er habe nicht

mehr halten können und sei über den Jungen weggefahren. Es war ihm ein Rätsel, wo er jetzt zu finden sei.

Da kam die Mutter an die Haustür und winkte. Der Fahrer ließ das Auto wegen der Polizei, die sicher gerufen werden müsste, so stehen. Damals gab es noch nicht viel Verkehr auf unserer Straße. Da würde kein Stau entstehen. In der Küche saß weinend unser Sohn. Er blutete an der Stirn. Sonst schien ihm nichts Schlimmes widerfahren zu sein. Er konnte, da er unter Schock stand, nicht berichten, wie er das so überlebt hatte. Er hatte, an der Straße sitzend, plötzlich einen schönen, bunten Schmetterling gesehen. Den wollte er fangen, um ihn der Mutter zu zeigen. Das Auto hatte er nicht kommen sehen. Mit der Stoßstange hatte es ihn erwischt und nach vorn auf die Straße geschleudert. Davon war anscheinend die Platzwunde an der Stirn. Sie blutete noch tüchtig. Eine dicke Kompresse sollte notdürftig abhelfen. Er war zwischen den Rädern zu liegen gekommen, so dass keins ihn berührte. Nur am Auspuff hatte er sich noch ein bisschen verbrannt. Schnell war er aufgesprungen und, vom Fahrer unbemerkt, ins Haus zur Mutter gerannt.

Was sollte nun geschehen? Der Fahrer bot sich an, ihn zum Arzt im Nachbarort zu fahren. Es konnten ja irgendwelche inneren Verletzungen vorhanden sein. Ich fuhr in meinen Arbeitsklamotten und in Holzpantinen gleich mit. Weil es ein Unfall war, wurden wir gleich zur Ärztin vorgelassen. Sie meinte, dass eine Untersuchung im Krankenhaus nötig sei. Dann stellte sie eine Reihe Fragen, u. a. ob er erbrochen habe, um eine Gehirnerschütterung auszuschließen. Sie fragte ihn, was ihm besonders wehtue. Er meinte, dass ihm nichts wehtue, nur die Platzwunde am Kopf. Die Ärztin sah sich die Wunde gründlich an. Er schrie nicht, als sie alles zu säubern be-

gann. „Wir müssen den Riss klammern“, meinte sie. Drei Klammern, und dann ein dicker Verband. Sie fühlte alle Knochen und Gelenke ab und fragte, ob er da Schmerzen habe. Er schüttelte nur den Kopf. Als der Fahrer berichtete, wie alles geschehen war, meinte sie, dass das ein Wunder sei, das sie nicht jeden Tag so erlebe. Es hat uns natürlich gefreut, das aus dem Mund einer ungläubigen Ärztin zu hören.

Der PKW-Fahrer hat uns wieder nach Hause gefahren. Bei einer Tasse Kaffee kam er allmählich zur Ruhe. Wir konnten ihm bezeugen, wie wir dieses Geschehen einordneten, und erinnerten uns selbst dabei an das Wort aus den Psalmen: „Denn er wird seinen Engeln über dir befehlen, dich zu bewahren auf allen deinen Wegen“ (Ps 91,11). Der Mann war tiefbewegt. Er hinterließ uns seine Adresse, damit wir ihn verständigen könnten, falls noch etwas auftreten sollte.

Was Er dir Gutes getan hat

So manches Erlebte wird erst im Nachhinein als gnädige Führung des Herrn erkannt. Wie werden wir staunen, wenn wir einmal am Ziel sind, warum wir so und nicht nach unseren oft fleischlichen Wünschen geführt worden sind.

Ohne mich danach ausgestreckt zu haben, wurde ich von meinen Kameraden zu einer Spezialausbildung abkommandiert. Innerlich sträubte ich mich dagegen. Viel lieber wäre ich bei den Kameraden geblieben. Doch als Soldat hatte man zu gehorchen. Kurze Zeit danach hörte ich, dass ein großer Teil von ihnen gefallen oder in russi-

sche Gefangenschaft gekommen war. Davor bin ich bewahrt geblieben.

Der Lehrgang fand im Winter 1943 in Marburg an der Drau, das ist in Jugoslawien, statt. Das Hauptaugenmerk wurde dabei auf politische Schulung gelegt. Wollten sie mich umerziehen? Das hing nicht nur mir zum Hals heraus, sondern auch anderen. Wo es Möglichkeiten gab, sich zu drücken, wurden sie genützt.

An einem Morgen war wieder Politschulung angesagt. Ein Kamerad stieß mich an und flüsterte mir ins Ohr, dass wir nicht daran teilnehmen sollten. Er sagte, dass er ein gutes Versteck wisse, wo wir die 2 Stunden verbringen könnten. Unsere Spinde standen im offenen Viereck und hatten daher einen Hohlraum. Da könnte uns niemand finden. Der Einfall war genial. Während die anderen sich braun berieseln ließen, konnten wir noch etwas schlafen. Wir nahmen uns eine Decke mit in unser Versteck. Bei den vielen Teilnehmern des Unterrichts würde man uns kaum vermissen.

Immer wieder wurden Stubendurchsichten vom Spieß unternommen, um die Ordnung zu kontrollieren. Offensichtlich war das auch heute der Fall, denn wir hörten im Nachbarzimmer Stimmen. Bald öffnete sich die Tür unserer Bude. Der Spieß inspizierte mit zwei Unteroffizieren Ordnung und Sauberkeit. Wir verhielten uns still wie die Mäuschen. Da hörten wir den Oberfeldwebel: „Schaut doch mal hinter diese Schränke. Den Burschen ist ja alles zuzutrauen.“ Ein Stuhl wurde an unsere Schränke gestellt. Wir zogen uns die Decke über den Kopf. „Herr Oberfeldwebel, hier liegt ein ganzes Bündel Klamotten.“ Da kam der Befehl: „Untersuchen!“ Einer zog mit den Füßen die Decke weg. Da wurden unsere Köpfe frei. „Hier sit-

zen zwei!“ Wir waren ertappt worden. Bald standen wir als arme Sünder vor unserem Spieß. Er schaute uns streng an, doch es kam mir so vor, als läge ein Schmunzeln dahinter. Er wandte sich an die beiden Unteroffiziere: „Wir suchen eifrig nach solchen, die über Weihnachten Wache schieben. Jetzt haben wir sie.“

Für manche schien es die schlimmste Strafe zu sein, nicht an der sogenannten Weihnachtsfeier teilnehmen zu können. Ich hatte den Herrn schon öfter darum gebeten, mich vor solch gottlosem Treiben zu bewahren. Das Programm an diesem Tag verhiess nichts Gutes. Sollte das Gebet auf diese Weise erhört werden? Natürlich wurden wir von anderen bedauert. Sie feierten, und wir mussten den ganzen 1. Feiertag Strafwatche stehen. Am Abend hörten wir den Lärm der Feiernden aus der Kantine. Der Alkohol floss anscheinend in Strömen. Es gab sogar Kleinholz. Am nächsten Morgen lief sogar der Spieß mit blauen Veilchen herum. Geschirr und Mobiliar waren zu Bruch gegangen. Dafür mussten alle Beteiligten nun haften. Das gab eine ganze Woche Ausgangsverbot. Davon waren wir natürlich ausgenommen. Unsere Geldbörse blieb unangetastet. Wir konnten nach dem Dienst der nächsten Tage an der Drau spazieren gehen. Die Kameraden taten uns leid.

Verdient hatte ich das nicht. Eigentlich sollten wir mit der Strafwatche echt bestraft werden. Mein Herr aber hat sogar aus diesen krummgeschriebenen Zeilen etwas gemacht, das Ihn verherrlichen konnte. Aus meinem Herzen stieg immer wieder Dank empor für sein gnädiges Handeln. Das musste sogar mein ungläubiger Kamerad anerkennen. Bei der Erinnerung daran kann ich mich immer wieder dazu ermuntern: „Vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat!“